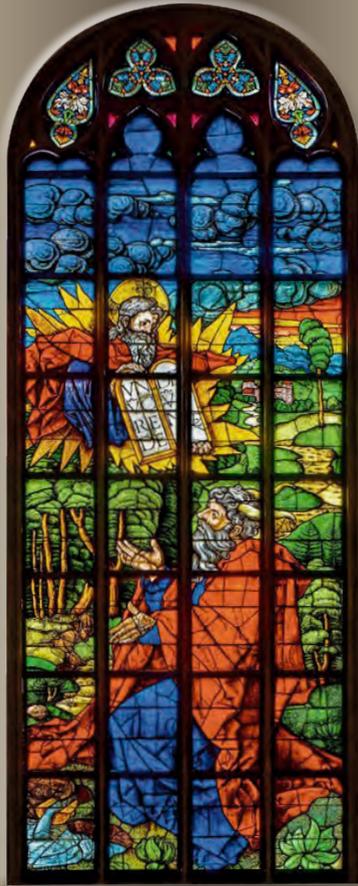


Sodalenblatt 2021



*Mosesfenster in der Basilika St. Jakob Straubing
Empfang der 10 Gebote, in unsere Gegend versetzt*

**MMC-Straubing „Maria Verkündigung“
seit 1646**

www.mmc-straubing.de

Die zehn Gebote (=Weisungen) Gottes als Bundesurkunde

1. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat; aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Kultbild machen und keine Gestalt von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde. Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und ihnen nicht dienen. Denn ich bin der Herr, dein Gott, ein eifersüchtiger Gott: Ich suche die Schuld der Väter an den Kindern heim, an der dritten und vierten Generation; bei denen, die mich hassen; doch ich erweise Tausenden meine Huld bei denen, die mich lieben und meine Gebote bewahren.
2. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht.
3. Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! Sechs Tage darfst du schaffen und all deine Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du und dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und dein Fremder in deinen Toren. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn geheiligt.
4. Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott dir gibt.
5. Du sollst nicht töten.
6. Du sollst nicht die Ehe brechen.
7. Du sollst nicht stehlen.
8. Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.
9. Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten begehren.
10. Du sollst nicht nach die Frau deines Nächsten begehren, nicht nach seinen Sklaven oder seiner Sklavin, sein Rind oder seinen Esel oder irgendetwas, das deinem Nächsten gehört. (Ex 20, 2 -17 und/oder Deutero 5, 6 – 22)



*Ohne diese göttlichen
Richtlinien entsteht
ein Tanz um ein
„Goldenes Kalb“ =
Materialismus in ver-
schiedenen Ausprägungen.*

Einladung zum Haupt- und Titularfest

**am Sonntag, 14. März 2021
in der Basilika St. Jakob**

Samstag, 13. März um 17 Uhr Abendmesse in der Karmelitenkirche
mit Zentralpräses P. Eberhard Lorenz OSB
vorher ab 16.30 Uhr Beichtgelegenheit und Rosenkranz

PROGRAMM FÜR DEN FESTTAG

- ab 7.30 Uhr Beichtgelegenheit in der Basilika und im Pfarrhaus
- 8.00 Uhr Heilige Messe in der Basilika mit P. Eberhard Lorenz
- 9.20 Uhr Aufstellen aller Bannerträger bei der Sakristei
Den Jubelsodalen werden die Ehrenabzeichen angesteckt
- 9.30 Uhr Pontifikalgottesdienst mit Festpredigt von
Hwst. Herrn Abt Wolfgang Hagl von Metten**
*Nach dem Gottesdienst Aufstellung
der Jubelsodalen zum Gruppenbild*
- 12.15 Uhr Treffen der Neusodalen im Pfarrhaus mit P. Eberhard Lorenz
- 12.30 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten und Anbetung mit Rosenkranz
- 12.50 Uhr Aufstellen aller Bannerträger bei der Sakristei
- 13.00 Uhr Marienfeier mit Festpredigt von
Regionaldekan Msgr. BGR Johannes Hofmann**
Ehrung der Jubelsodalen und feierliche Angelobung der Neusodalen

**Es folgen die Eucharistische Prozession über den Stadtplatz und das
Te Deum mit absch. sakramentalem Segen in der Basilika St. Jakob**

Alle Buben, die Ministranten sind, können nachmittags an der Marienfeier
und Prozession teilnehmen – rote Ministrantenkleidung – bitte mitbringen!
Gelegenheit für Neusodalen zum Einschreiben in die Kongregation ist am
Sonntag von 7.30 bis 13 Uhr im Pfarrbüro von St. Jakob (hinter der Basilika)

**Sodalen – Männer und Burschen – kommt alle zu eurem Hauptfest!
Vorstand Marianischer Rat**

Liebe Sodalen, liebe Mitgläubige!



Komische Anrede – finden Sie? Ich nicht. Denn Gläubige in der Pfarrei, die Kollegiaten am Gymnasium, die Entlassschüler der Hauptschule, die Firmlinge und die Erstkommunion-Kinder haben mich viel über das

Glauben gelehrt, und in den letzten 3 Jahren auch Sie von der MMC. Diese so verschiedenen Menschengruppen haben mich praktisch belehrt, was die internationale Theologenkommission des Vatikans in einer Schrift, die ich derzeit lese, sagt: „Glaube ist personale Beziehung zu Gott“. Und da fällt mir ein Wort von Papst Benedikt ein, der einmal sagte: „Wege zu Gott gibt es so viele, wie es Menschen gibt.“ Das heißt für mich: Gott liebt nicht den „Einheitsbrei“. Dazu fällt mir ein: Ich bin ein einmaliges Original in Gottes Schöpfungsgedanken. Das ist meine Würde.

Diese Würde muss ich aber ehrlicherweise jedem Menschen zubilligen. Und da beginnen meine Schwierigkeiten. Lieber wäre es mir, nur die Menschen gelten zu lassen, die nach meinem Strickmuster gestrickt sind. Aber unsere Strickmuster sind im abgelaufenen Jahr heftig durcheinandergewirbelt worden – durch einen winzigen Virus mit komischem Namen.

der MMC Straubing schon einmal vorgekommen ist, dass unser Hauptfest um Mariä Verkündigung abgesagt werden musste.

Hat es das schon einmal gegeben, dass am Sonntag in unseren Kirchen die hl. Messe ohne das zweite Subjekt jeder Eucharistiefeier gehalten wurde, dem Volk Gottes, dem mystischen Leib Christi, wie Papst Pius XII. in seiner Liturgie-Enzyklika schreibt? (Boshaft könnte ich anmerken: Das Volk Gottes darf nicht singen, aber die Funktionsträger dürfen das. [Vorgabe des Staates zur Minderung der Ansteckungsgefahr durch den Corona-Virus. Mich erinnert's an eine Musikstunde.] Die Geschichte der Spiritualität spricht vom „Kauen“, die Neu-Missionare vom Erlernen eines neuen Liedes, bis der Gesang „sitzt“, aber wir sprechen eigentlich nicht von einer Musikstunde, sondern Gottesdienst der gläubigen Gemeinschaft.)

Nachtrauern und Schuldzuweisungen helfen nicht weiter. Dank an alle Priester und Mitverantwortlichen in den Pfarreien, die sich einfallsreich bemüht haben, das Beste aus der Situation zu machen, um dennoch „nahe bei den Menschen zu sein“. Haben Sie, liebe Leser, Ihrem Pfarrer schon einmal Danke gesagt? Und ihm Mut gemacht?

Habe ich nicht auch Grund, Danke zu sagen? Herrn Hollauer für die Erstellung dieses Sodalenblattes, in dem er uns in den verschiedenen Artikeln auch so etwas wie einen Spiegel vorhalten will, damit wir uns und die Welt ein wenig besser verstehen; Präfekt Kolbinger und Vizepräfekten Ritzenberger und Ramsauer für ihren Einsatz in unserer Kongregation; Konsultoren und Obmännern für

die Arbeit in ihren Bereichen. Alles Beiträge zu einer lebendigen Gemeinschaft, letztlich im dreieinigen Gott verwurzelt, vom dreieinigen Gott angestiftet.

Nicht vergessen darf ich das Büro in Straubing, Schaltzentrale unserer Gemeinschaft. Danke, Frau Gühmann, für Ihr „einfach-zuverlässlich-da-sein“.

Was hat Jesus Christus getan? Er hat Mut gemacht und nicht gesagt: „ich möchte, ich erwarte“. Da wird die Pandemie zu einer Gelegenheit, im Alltag wie Christus zu handeln. Die Gottesmutter lädt uns ein, wie Christus zu handeln. Drei von fünf vorgesehenen Wallfahrten und Marienfeiern haben wir ab Mai miteinander gefeiert. Die Teilnehmerzahl bewegte sich jeweils am oberen vorgegebenen Limit unspektakulärer Mutmacher. Danke allen Mutmachern. Dank den Verantwortlichen, dass sie bei unserem zweiten Hauptfest auf dem Bogenberg auch Sitzgelegenheiten und Lautsprecher im Freien aufgestellt hatten, so dass kein Mitbeter hätte traurig wieder gehen müssen. Auch ein unspektakulärer Mutmacher. Und wenn ich aus dem „Nähkästchen“ plaudere: Wir sind nach dem Beten noch in froher Runde in der Gaststätte zusammengesessen. So wünsche ich mir auch die Ortskonvente: Beten, besinnen, froher Austausch.

Wenn wir in den Evangelien lesen, merken wir, dass Jesus Christus der exzellente Mutmacher war. Und seine Mutter Maria gerade zwischen Ostern und Pfingsten es für seine Jünger war. Und beide für uns – die Kirche – bleiben werden bis zum jüngsten Tag, wenn alles sich im Jubel vollendet.

Ist es so weit weg, wenn ich mir vorstelle, dass wir von der MMC uns dar-

um bemühen, jeden Tag Mutmacher zu sein? In allen Lebenslagen. Und das Jammern und Grölen überlassen wir den hoffnungslosen Quer-Marschierern. (Ich erinnere mich an meine Kindheit: Wenn ich mit dem Rad durch einen



Wald fahren musste und pfeifen wollte, um meine grundlose Angst zu unterdrücken, und erleichtert weiter fuhr, wenn der Wald hinter mir lag.)

In der Schweiz sollte ein Studientag zu einem Jubiläum stattfinden. Den Hauptvortrag sollte Kardinal-Staatssekretär Parolin halten. Sein Thema: „Vulnerabilität als erneuerte Perspektive menschlicher Würde“. Geht es noch gespreizter? Vulnerabilität meint: „Verletzlichkeit“ oder „Verletzbarkeit“, oder „Gebrochenheit“. Das sind wir alle, auch wenn wir versuchen, uns das nicht anmerken zu lassen, sondern lieber den starken Mann spielen. Gerade in der Zeit der Pandemie merken wir, wie schnell diese Worte für unser Leben bedeutsam werden können. Schnell kommt die Frage auf: Wie kann Gott das zulassen!? Dann ist Gott letztlich verantwortlich dafür, dass wir so leicht verletzt sein können, sich immer wieder Brüche in unser Leben eindrängen. Die kirchliche Erbsünde-Lehre ist in diesen Worten vorstellbar geworden. Aber sie sagt ganz klar, dass der Mensch die Verantwortung trägt, nicht Gott. Damit müssen wir leben. Gottes Angebot ist das Sakrament der Beichte. Wenn ich beim „Beichthören“ merkte, dass ein Kind Angst hatte, sagte ich zu ihm: Schau, was du jetzt sagst, geht in mein Ohr und von da direkt zu Jesus Christus. Vor dem brauchen wir keine Angst haben, weil er uns so gern hat.

Der Sündenfall von Adam und Eva wird ein paarmal in diesem Sodalenblatt thematisiert. Wir haben gelernt, dass unsere Taufe die Erbsünde getilgt hat. Ja, aber der Zeitfaktor ist zu berücksichtigen: So lange wir in der Zeit leben, leben wir nicht in voller Gottes-Wirklichkeit, bleiben wir Erbsünde-geschädigte. Da müssen wir uns damit abfinden, dass „Seine Majestät“ – wie Teresa von Avila von Gott spricht – nicht nach unseren Vorstellungen, sondern nach seinem Handeln sich verhält: Er lädt Maria ein, zu seinem Heils- und Erlösungsplan Ja zu sagen, in der Unauffälligkeit und Alltäglichkeit von Nazareth.

Darf Gott auch eine Frage an mich stellen? Ganz unspektakulär lädt er mich jeden Tag ein, ja zu sagen zu den Menschen, zur Arbeit, zu meiner Situation, und natürlich auch zu Ihm selbst, zu Gott. Die spirituellen Meister der Kirche durch die Jahrhunderte sprechen eher in Bild-Sprache und betonen, wie wichtig das „Kauen“ ist, das Wiederholen des guten Vorsatzes ist. Vielleicht ist das Kauen der sonntäglichen Eucharistiefeyer in unseren Tagen besonders wichtig.

Als kleine Mitarbeiter an seinem großartigen Heils- und Erlösungsplan kann „Majestät“ uns gut gebrauchen; ja „Majestät“ verlässt sich auf uns.

*Ihr Zentralpräses
P. Eberhard Lorenz OSB*

*Worte zur Obmännerversammlung
am 8.3.2020 von Josef Kolbinger,
bezüglich der Wahl zum (neuen) Präfekten*



Ich danke der Obmännerversammlung für die Wahl zum Präfekten der MMC-Straubing „Maria Verkündigung“ und nehme die Wahl gerne an.

Es ist nicht mein Wille, dass ich hier stehe. Als mich Hans Ritzenberger Ende Februar 2019 angerufen hat, ob ich mich als Vorstand der MMC zur Verfügung stelle, bis dato war ich Obmann in der Pfarrgruppe Geiselhöring, habe ich nicht lange überlegen brauchen. Ich habe ja gesagt.

Ich hatte 14 Tage vorher in unserem blauen Kongregationsbüchlein über Ziel und Zweck unserer Kongregation gelesen.

Die Kongregation will ihre Mitglieder in der Verbundenheit mit Christus bilden, bereit und fähig machen für alle Aufgaben in Familie und Beruf, in Kirche und öffentlichem Leben, besonders zum Apostolat in der eigenen Umwelt. Die Sodalen sollen christliches Zeugnis geben, um so die christliche Ordnung mit christlichem Geist durchdringen und das in besonderer Verbundenheit mit der seligsten Jungfrau Maria als unser großes Vorbild im Glauben und unsere große Fürsprecherin.

Aus dieser Überzeugung heraus habe ich gleich ja sagen können.

Unsere Kongregation – MMC Straubing „Maria Verkündigung“ 1646 gegründet – ist vom Auftrag her heute aktueller denn je.

Dass ich als Präfekt hier stehe ist nicht mein Wille, sondern der Wille Gottes und dem muss man folgen. Und weil es der Wille Gottes ist, ist mir nicht bange, er wird uns bei dieser Aufgabe helfen.

Wir dürfen heute stolz sein, einst zur Kongregation ja gesagt zu haben und in dieser Kongregation mitarbeiten zu dürfen.

Dazu möchte ich allen danken, die in dieser Kongregation als Sodale, Obmann, Konsultor, in der Vorstandschaft wirken, in Familie und Beruf, in den Pfarreien, im öffentlichen Leben, besonders im Apostolat in der eigenen Umwelt. Jeder mit seinen Talenten und

Fähigkeiten, die ihm Gott anvertraut hat. Wir müssen heute den Menschen, die sich schwer tun zu glauben, helfen, dass sie glauben können und das geht nicht ohne Zeugnis zu geben. Besonders bedanken möchte ich mich beim Präses und der Vorstandschafft, die mich tatkräftig unterstützen und mir gleich zwei Vizepräfekten zur Seite gestellt haben. Ich glaube sie sind sich der Tragweite von Ziel und Zweck unserer Kongregation bewusst.

Als vor ca. 6 Jahren mal in den Konventen abgefragt worden ist „Wie sieht die Gesellschaft draußen unsere Kongregation?“, ist nicht viel besonderes dabei rausgekommen. Steckerlmanna hat man gewusst, weil viele Jubelsodalen im Jubeljahr doch zum Hauptfest drängen, da sind auch einige mit Stock unterwegs und das ist gut so. „Durch Teilnahme an den Festen der MMC christliches Zeugnis geben“.

Der Auftrag an die Pfarrgruppen ist damals ergangen, ihr müsst einen Stammisch ins Leben rufen um zusammen zu kommen, über unseren Auftrag und über Gott zu reden.

Nochmals unser Auftrag: Die Kongregation will ihre Mitglieder in der Verbundenheit mit Christus bilden, bereit und fähig machen für alle Aufgaben in Familie und Beruf, in Kirche und öffentlichem Leben, besonders zum Apostolat in der eigenen Umwelt. Die Sodalen sollen christliches Zeugnis geben, um so die christliche Ordnung mit christlichem Geist durchdringen und das in besonderer Verbundenheit mit der seligsten Jungfrau Maria als unser Vorbild im Glauben und unsere große Fürsprecherin.

Das heißt konkret: Thema vom letzten Jahr von Präses Pater Eberhard, „Christus bezeugen, wie geht das?“.

Das ist ein großer Baustein unserer Sendung. Da müssen wir wieder lernen, auch in der Gesellschaft, in den Stammischen über Gott zu reden. Unser dreifaltiger Gott: Vater, Sohn und Heiliger Geist ist keine Tradition, er lebt real in und mit uns. Er ist ein Gott der Lebenden und nicht der Toten.

Jesus sagt uns: (Mt 18,3) Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Was heißt das. Wir müssen lernen Jesus zu verstehen, dabei müssen wir uns mit seinem Wort beschäftigen. Wir müssen Fragende werden, warum, wieso, und dann, und dann, und dann? (Wie Kinder, Enkelkinder, fragen Loch in den Bauch) Dazu kann dienen regelmäßiges lesen in der Hl. Schrift, wenigstens einmal in der Woche. So ist es uns im blauen Kongregationsbüchlein aufgetragen.

Wir dürfen bei den Steckerlmanna nicht stehenbleiben. Die Welt wartet heute auf Zeugnisse, uns hat er zu Zeugen bestimmt.

Wenn wir nicht mehr über Gott in der Gesellschaft reden, dann ist Gott für unsere Gesellschaft tot.

Gott braucht uns nicht, aber wir brauchen ihn. Er will das „Alle“ in den Himmel gerettet werden. Auch wenn es manchmal schmerzt, er probiert es mit allen Mitteln. Er weiß um die Qualen der Hölle.

Den Himmel auf Erden gibt es nicht. Er kann hier schon beginnen, wenn wir uns an die frohe Botschaft unseres Herrn Jesus Christus halten, einer Gebrauchsanweisung für unser Leben.

Der Himmel auf Erden ist uns nicht versprochen, weil es ihn auf Erden nirgends gibt. (= Lied: Ich hab dir nie den Himmel versprochen, weil es den auf Erden nirgends gibt, Tränen müssen sein, wenn man sich auch noch so liebt.)

Wenn wir heute den Himmel auf Erden suchen, den gibt es nicht, wir werden ihn nicht finden, das ist ein Fass ohne Boden. Er lässt sich nicht befrieden. Wenn wir daran festhalten nimmt er uns die Zeit, wir drehen uns um uns selbst, aber nicht mehr um Gott. Wir zerstören dabei unseren Planeten „seht ihn Euch an“. Der Herrscher dieser Welt bringt uns in Versuchung. Gott lässt aber nicht zu, dass wir über die Maßen versucht werden, wenn wir den Weg mit ihm gehen.

Jesus Christus hat uns zugesprochen: (Jo 12,32) Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alle zu mir ziehen.

Wenn das auch heute in der Kirche trostlos ausschaut, so hat es in der Vergangenheit doch öfter plötzliche Veränderungen gegeben.

Wir dürfen heute den Stab/Stock erheben, wie einst Mose vor dem Schilfmeer es machen musste, um Israel aus der Gefangenschaft der Ägypter zu befreien.

Wir müssen uns heute aus der Gefangenschaft des Todes, der Süchte, der Zerstörung unserer Lebensgrundlage, des Satans, der Gottesferne, der fremden Götter, der Gier, der Ungerechtigkeit, der Verirrtheit, der Finsternis und vieles mehr befreien.

Es liegt an uns, ob die Welt zum Teufel geht oder zu Gott.

Wenn wir diese Welt einmal verlassen, so überliefert es uns Paulus, müssen wir einmal sagen können, wie es in 2 Tim 4,7-8 heißt: Ich habe den guten Kampf

gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue gehalten. Schon jetzt liegt für mich der Kranz der Gerechtigkeit bereit, den mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, aber nicht nur mir, sondern allen, die sehnsüchtig auf sein Erscheinen warten.

Zum Themenstammtisch:

Als mich vor 5 Jahren bei der Bezirksversammlung in Geiselhöring der Lang Alois, Konsultor in unserem Bezirk Geiselhöring angesprochen hat, bezüglich Abhaltung eines Stammtisches (ich war seit kurzem Hausmeister im Pfarrheim) hab ich nicht verneint, schau ma mal, gib dir Bescheid. Hab ein bisserl überlegt, normale Stammtische gibt es, brauchen einen Stammtisch, wo auch über Gott gesprochen wird. Daraus ist bei uns der Themenstammtisch entstanden, wo über aktuelle Themen von Kirche und Welt gesprochen wird.

Zielsetzung zum Thema: Vater unser Bitte „Dein Wille geschehe“. Was ist uns dazu geoffenbart (Hl Schrift, Katechismus etc.) Was sagt uns dazu der gesunde Menschenverstand, die Geschichte, die persönliche Erfahrung. Darüber geoffenbartes/Bibelverse werden vorgetragen und dann darüber gesprochen.

Einmal monatlich, Zeitdauer nicht fest, meistens 2,5 bis 3 Std, bei einer Halbe Bier.

Bis dto. 4 Jahre haben wir über 40 Themen gesprochen. Themen aus der Presse/Kirchenjahr

Zu Beginn, Rosenkranz in der Kirche, Gebet zum heiligen Geist.

DIE MARIANISCHE MÄNNERKONGREGATION STRAUBING

lädt ein zur

FAMILIEN-WALLFAHRT

am Sonntag, 10. Oktober 2021

zum

Wallfahrtsort Eichlberg bei Hemau

und zum

**Wallfahrtsort Habsberg
„Maria Heil der Kranken“ bei Velburg**

- 7.45 Uhr Abfahrt in Straubing (Busparkplatz am Hagen)
– *regional unterschiedliche Abfahrtszeiten* –
- 9.15 Uhr Kirchenführung in der **Wallfahrtskirche Eichlberg**
- 10.00 Uhr Gottesdienst in der Wallfahrtskirche – *mit Einzug der Banner* –
- 11.30 Uhr Mittagessen im Gasthof Mirbeth Tiefenhüll
- 13.00 Uhr Weiterfahrt zur **Wallfahrtskirche Habsberg**
- 14.00 Uhr Andacht in der großen Wallfahrtskirche Habsberg
anschließend Kirchenführung
- 15.30 Uhr Einkehr im Gasthof neben der Kirche
- ca. 17.00 Uhr Rückfahrt

Anmeldung über die Obmänner oder bei Präfekt Kolbinger

Tel.: 09423 / 2009775 oder im MMC-Büro (vormittags) Tel.: 09421 / 10846

Anmeldeschluss 27. September, Fahrpreis u. Führungen: 18,- Euro (Kinder frei)

Zur Organisation: Die Einteilung der Busse übernimmt Präfekt Kolbinger –
Änderungen bitte sofort melden!
Die Banner sollen zur Wallfahrt mitgenommen werden!

**Alle Sodalen mit ihren Familien und auch Nichtmitglieder
sind zur Teilnahme eingeladen!**

Maria, Leitstern für unser Leben



Bischof Reinhard Lettmann, 1933 in Datteln in Westfalen geboren wurde 1959 in Münster zum Priester geweiht. 1963 promovierte er im Kirchenrecht (Dr. jur.can.) 1967 bis 1973

bekleidete er das Amt des Generalvikars des Bischofs von Münster, bis er zum Weihbischof in Münster ernannt wurde. 1977 wurde er Regionalbischof für die Region Münster-Warendorf und 1980 dann Bischof von Münster. 2008 emeritierte er im Alter von 75 Jahren; er war bei seinem Ausscheiden aus dem Amt der dienstälteste Bischof Deutschlands. Am 16. April 2013 verstarb er in Bethlehem, Israel. Die Totenmesse fand statt in der Jerusalemer Dormitio-Abtei, zur Ruhe gebettet ist er in der Bischofsgruft Münster. Er verfasste Zeit seines Lebens zahlreiche Bücher. Eines davon trägt den Titel „Maria, Mutter der Glaubenden“ und ist im Verlag Butzon & Bercker in Kevelaer erschienen. Die folgenden Meditation sind diesem Buch entnommen. Zusammen mit weiteren Meditationen sind sie im erwähnten Buch zusammengefasst unter der Überschrift „Mit Maria vor Gott“.

Gib uns sicheres Weggeleit!

An den Marienwallfahrtsorten in der ganzen Welt kommen jährlich große Scharen von Pilgern zusammen, um Maria zu ehren und ihre Fürsprache anzurufen. Die Zahl der Wallfahrer

steigt. Die Wallfahrt ist ein echter Ausdruck christlichen Lebens. Wir wissen, dass wir Pilger sind, unterwegs auf den Straßen dieser Welt, hin zur ewigen Heimat bei Gott. Die Wallfahrt zu den Marienstätten soll sichtbarer Ausdruck dafür sein, dass wir den Weg unseres Lebens unter den Schutz der Gottesmutter stellen.

In einem alten Marienlied heißt es: Iter para tutum – Gib uns sicheres Weggeleit! Der verstorbene Bischof von Münster Dr. Michael Keller hat diese Bitte an die Gottesmutter zum Leitspruch für sein bischöfliches Wirken gewählt. Maria soll auch uns auf unserem Lebensweg geleiten.

In der Schifffahrt ist es Brauch, dass vor schwierigen Strecken ein Lotse an Bord des Schiffes geht und die Führung übernimmt. Er weiß den Weg; er kennt die Untiefen und die Gefahrenstellen. Mit sicherer Hand leitet er das Schiff in den Hafen. Der byzantinisch-slawische Kalender kennt ein Marienfest, an dem die Gottesmutter als „Hodigitria“, als Wegführerin, verehrt wird. Maria soll uns den rechten Weg zeigen.

Nicht jeder Weg führt zum Ziel. Wir suchen nach Orientierung. Wir schauen nach Sternen, die uns die Richtung zeigen können. Der Hymnus „Ave maris stella“, der in deutscher Übersetzung zu dem vielgesungenen Marienlied „Meersterne, ich dich grüße“ geworden ist, vergleicht Maria mit einem solchen Stern, der im Dunkel der Nacht die Richtung weist. Maria gibt uns Orientierung für unser Leben. An ihrem Glauben, an

ihrer Hoffnung und an ihrer Liebe können wir uns ausrichten.

Wer sich an Maria orientiert, findet den rechten Weg. Wie der Stern die Menschen nicht zu sich führt, sondern ihnen die Richtung zum Ziel zeigt, so auch Maria. Sie weist uns hin auf ihren Sohn. Wir bitten sie: Gib uns sicheres Weggeleit, dass wir Jesus sehen! Maria führt uns auf den Weg zu Christus. Bei der Hochzeit zu Kana spricht sie zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut“ (Joh 2, 5). Wir wissen, wie hintergründig und tief der Evangelist Johannes seine Worte wählt. Darum dürfen wir auch in diesem Wort mehr sehen als einen einmaligen Rat in der damaligen Situation. Maria führt uns auf den Weg der Nachfolge Christi.

Wenn wir Maria um sicheres Weggeleit anrufen, bitten wir sie damit zugleich um Hilfe und Schutz. In vielen Anliegen rufen wir sie an für uns und für andere. Wir bitten um Heilung für die Kranken, um Trost für die Betrübten, um Erbarmen für die Sünder, um Heil und Frieden für uns alle. Wir stellen unser Leben unter ihren Schutz:

„Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesmutter.“ Das Anliegen dieses uralten Mariengebets hat in dem Bild der Madonna mit dem Schutzmantel sprechenden Ausdruck gefunden.

Ein in der Marienmesse häufig gesprochenes Gebet fasst alle unsere Anliegen zusammen: „Herr und Gott, auf die Fürsprache der jungfräulichen Mutter Maria schenke uns die Gesundheit des Leibes und das Heil der Seele. Nimm von uns die Traurigkeit dieser Zeit und führe uns zur ewigen Freude.“ Wie im-

mer unser Leben verläuft, es soll zu einem guten Ende kommen. Wir nennen Maria die Ursache unserer Freude, die Mutter voll heiliger Freude. Wir bitten sie: „Sicher uns geleite, dass wir einst in Freude Jesus mit dir schauen.“ Mit Maria sollen wir uns in der Gemeinschaft mit ihrem Sohn freuen.

Viele Menschen achten sorgsam darauf, unter welchem Stern ihr Leben steht, ob es ein Stern ist, der Gutes verheißt, oder ein Stern, der Dunkles ankündigt. Maria ist der helle Morgenstern, der den kommenden Tag ankündigt. Wie der Morgenstern auf die aufgehende Sonne, so verweist Maria auf Christus, die Sonne der Gerechtigkeit. Am Namensfest Mariens beten wir: „Der Name der seligen Jungfrau Maria ist für uns ein Zeichen der Hoffnung geworden.“ Wer sein Leben unter den Stern Mariens stellt, dessen Leben steht unter einem guten Stern; denn es steht unter dem Stern der Hoffnung.

Die schmerzhaftige Mutter

Seit Jahrhunderten ist es frommer Brauch, betrachtend und betend den Kreuzweg zu gehen. In Bild und Wort gedenken wir des Leidens und Sterbens unseres Herrn.

Die Kreuzwegandacht gedenkt bei der vierten Station der Begegnung Jesu mit seiner Mutter. Die Evangelien berichten von einer solchen Begegnung nichts. Doch wissen wir aus dem Johannes-evangelium, dass Maria in der letzten Stunde Jesu dabei war. Sie stand unter dem Kreuz. Sie hat den Lebensweg ihres Sohnes begleitet und ist ihm auch auf seinem letzten Stück, auf dem Kreuz-

weg, nicht fern. So gedenkt der fromme Sinn der Christen der Begegnung der Mutter mit ihrem Sohn auf dem Weg seines Leidens.

Maria sieht ihren Sohn: hilflos, gebunden, verspottet. Er blutet aus vielen Wunden, die die Geißelung ihm geschlagen hat. Auf seinem Haupt trägt er die Krone aus Dornen. Mit letzter Kraft schleppt er den schweren Balken des Kreuzes. Wenn er wankt und fällt, wird er roh emporgerissen und zum Weitergehen gezwungen. Am Wegesrand steht die neugierige Menge. Sie hat Jesus vor Pilatus verleugnet und geschrien: „Kreuzige ihn!“ Maria fühlt mit, wie ihr Sohn unter dieser inneren Verlassenheit leidet: ausgestoßen von seinem Volk, den Händen der Heiden überliefert. Gibt es keine Hand, keine Stimme, kein Herz, die sich für ihn regen?

Der Anblick ihres Sohnes zerbricht fast das Herz der Mutter. Das Wort des greisen Simeon bei der Darstellung im Tempel erfüllt sich: Jesus wird zum Widerspruch. Aber auch sein Wort über Maria geht in Erfüllung: „Dir selbst wird ein Schwert durch die Seele dringen.“ Sie leidet mit ihrem Sohn.

Maria verlässt Jesus nicht in der Stunde des tiefsten Leidens und der Erniedrigung. Sie harret aus unter dem Kreuz. Viele Darstellungen zeigen das Bild der Pieta, der schmerzhaften Mutter. Der Leichnam Jesu ist vom Kreuz abgenommen. Er ruht noch ein letztes Mal in Marias Schoß. Sie hat Gemeinschaft mit ihrem Sohn bis zum Äußersten, bis in den Tod.

Das Bild der schmerzhaften Mutter ist weit verbreitet. Viele Menschen suchen vor diesem Bild Trost. Maria ist von

Gott in einzigartiger Weise begnadet. Aber das hebt sie nicht über das Leiden der Menschen empor. Wie ihrem Sohn, so ist sie allen Menschen im Leid verbunden. Deshalb tragen betende Menschen ihr Leid und ihre Not zu ihr. Sie fühlen, dass Maria ihnen nahe ist. Sie suchen bei ihr Verständnis und Mitgefühl. Sie wissen sich von ihr verstanden in ihrem Schmerz, ohne viel sagen zu müssen. Sie suchen Trost, der nicht viele Worte macht und der dennoch auch dem Leiden einen Sinn zu geben vermag.

Am Tag nach dem Fest der Kreuzerhöhung gedenken wir in besonderer Weise der schmerzhaften Mutter Maria. Leiden und Kreuz bleibt ihrem Leben nicht erspart. Wer Christus nahesteht, hat Anteil an seinem Schicksal. Gott hat ihr die Kraft verliehen, unter dem Kreuz zu stehen und das Leiden ihres Sohnes zu teilen. Aber das Kreuz ist nicht das letzte. Gott hat ihren Schmerz in Freude gewandelt und sie mit Christus in seine Herrlichkeit erhoben. Im Blick auf Maria finden wir Trost. Wir bitten Gott, er möge uns helfen, dass wir das Kreuz und Leiden in unserem Leben annehmen, damit wir, wie Maria, auch an der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus teilhaben.

Maria unter dem Kreuz

Maria unter dem Kreuz ist Zeichen und Beispiel der Treue des Glaubens. Die Evangelien berichten, wie der Glaube vieler Jünger an Jesus durch die Bedrängnis von außen, aber auch durch die Anfechtung aus dem eigenen Inneren vor dem Kreuz ins Wanken gerät. Das Volk, das Jesus beim Einzug in Je-

Jerusalem zugejubelt hat, lässt sich von einer geschickten Propaganda beeinflussen und so weit von Jesus abwenden, dass es sogar seinen Tod fordert. Von den Jüngern, die ihm gefolgt sind, steht in der letzten Stunde nur Johannes unter dem Kreuz. Petrus, der geschworen hatte, ihn nicht zu verlassen, leugnet, ihn zu kennen und zu ihm zu gehören. Judas hat Jesus sogar um Geld verraten und verkauft. Aber auch die anderen sind fort.

Wie hätten wir gehandelt, und wie handeln wir heute?

Auch heute spricht die öffentliche Meinung nicht immer für Jesus und seine Kirche. Auch heute versucht eine geschickte Propaganda, die Menschen von Christus abzuwenden. Sind wir in gleicher Weise wankelmütig wie damals das Volk? Wir können leicht in die Situation des Petrus kommen, der allein steht in nichtchristlicher Umgebung. Haben wir dann den Mut, uns wie Maria zu Jesus zu bekennen? Oder bemühen wir uns, wie Petrus, zu verbergen, dass wir Christen sind? Lassen wir den Herrn im Stich, wenn es gefährlich wird und Nachteile bringen kann, sich öffentlich zu Christus zu bekennen? Auch Judas hat immer wieder Nachfolger gefunden, die um eines Geschäftes willen sich nicht scheuen, den Herrn preiszugeben.

Vielleicht bedeutet aber die Anfechtung von innen eine noch größere Gefahr für den Glauben. Wie es in vielen Jüngern nach dem Kreuzestod Jesu aussieht, sehen wir an den Emmausjüngern. Sie haben Jesus auf seinen Wegen durch das Land begleitet. Sie haben seine Botschaft gehört und seine Taten gesehen.

Sie haben auf ihn ihre Hoffnung gesetzt. Doch sein Leiden und Kreuz hat ihren Glauben verwirrt. Gott scheint ihm fern gerückt zu sein. Mit seinem Tod am Kreuz stirbt auch ihre Hoffnung. Sie verlassen Jerusalem und gehen den Weg der enttäuschten Hoffnung.

Das Dunkel von Kreuz und Leid, die Erfahrung, dass man so wenig von Gott spürt, kann auch für uns zu einer Anfechtung im Glauben werden. Gott scheint von unserem Leben so weit entfernt zu sein. Wir erfahren so wenig von ihm und seiner Größe. Diese innere Anfechtung kann langsam und unmerklich den Boden dafür bereiten, dass ein Mensch in der äußeren Anfechtung versagt. Maria hält auch in der Stunde der Dunkelheit und des Kreuzes in Treue zu ihrem Sohn aus. Ihre Treue im Glauben ist getragen von der Treue der Liebe. Die Liebe lässt sich nicht irremachen. Sie macht keine Vorbehalte. Sie gibt dem Herzen Kraft und Mut, auch in schweren Stunden nicht zu verzagen. Die Treue Marias zu ihrem Sohn kann uns ein Vorbild sein.

In der Offenbarung des Johannes heißt es von einer Situation, in der die Christen in innerer und äußerer Anfechtung des Glaubens leben: „Hier muss sich die Standhaftigkeit der Heiligen bewähren, die an den Geboten Gottes und an der Treue zu Jesus festhalten“ (Offb 14, 12). „Hier muss sich die Standhaftigkeit und die Glaubenstreue der Heiligen bewähren“ (Offb 13, 10).

Standhaftigkeit, Ausdauer und Treue im Glauben sind heute in besonderer Weise gefordert. In der Marienandacht im „Gotteslob“ (frühere Ausgabe; Anm. der Red.) danken wir Gott für alle

Menschen, die durch das Zeugnis ihres Glaubens unseren Glauben begründet haben und stärken. Wir danken ihm vor allem für Maria, die Mutter aller Gläubenden, die in der Treue zu ihrem Sohn auch unter dem Kreuz ausgeharrt hat. Wir bitten Gott, er möge uns auf die Fürsprache Mariens in der Treue des Glaubens an seinen Sohn Jesus Christus erhalten und festigen.

Freu dich, Maria!

Das am meisten verbreitete und bekannteste Mariengebet beginnt mit dem Wort: „Gegrüßet seist du, Maria!“ Es nimmt den Gruß auf, mit dem der Engel Gabriel bei Maria eintrat, als er ihr die Botschaft brachte, sie solle die Mutter des Messias werden: „Sei gegrüßt, du Begnadete“ (Lk 1, 28). Der Gruß des Engels hat im griechischen Text des Neuen Testaments die im damaligen Lebensraum übliche Form. Wörtlich übersetzt bedeutet das Grußwort: Freu dich! Wenn wir den Gruß des Engels nicht nur in seiner alltäglichen, abgeflachten Bedeutung als bloße Höflichkeitsformel verstehen, die Menschen miteinander austauschen, wenn sie einander begegnen, und mit der man ein Gespräch beginnt, sondern in ihm die Urbedeutung des griechischen Grußwortes mithören, dürfen wir übersetzen: „Freu dich, Maria!“ Vom Inhalt dessen, was der Engel Maria zu verkünden hat, ist diese Übersetzung durchaus gerechtfertigt. Denn die Botschaft von der Geburt des Messias ist eine Botschaft der Freude. Wenn Maria auch zunächst erschrickt, ist es für sie doch eine Freude, dass sie die Mutter des Erlösers werden soll.

Die Botschaft des Engels ist für alle Menschen eine frohe Botschaft, weil sie ankündigt, dass Gott sich seines Volkes annimmt und erbarmt. Das wird deutlich in dem Wort des Engels an die Hirten: „Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr“ (Lk 1, 10-11). Die Geburt Jesu ist ein Grund zur Freude, für Maria, seine Mutter, und für uns alle. Denn er ist unser Heiland und Retter. Mit Maria dürfen wir uns darüber freuen.

Das Osterlied „Regina caeli laetare“ nimmt den Gruß des Engels auf: „Freu dich, Maria!“ Immer wieder wird der Text des Liedes von diesem Aufruf zur Freude unterbrochen: „Freu dich, du Himmelskönigin, freu dich, Maria. Freu dich, das Leid ist all dahin, alleluja.“ Das Lied nimmt Bezug auf die Mutterschaft Marias und auf die Geburt des Herrn. Es vergisst auch nicht sein Leiden, an dem Maria Anteil hat. Aber die Auferstehung des Herrn, sein Sieg über Grab und Tod weckt Freude. Ihr Sohn, den sie geboren hat, lebt: „Den du zu tragen würdig warst, freu dich, Maria, der Heiland lebt, den du gebarst, alleluja.“

An mehreren Stellen erwähnen die Evangelien die Freude, die die Menschen bei der Kunde von der Auferstehung des Herrn und bei der Begegnung mit ihm erfüllt. Mit Furcht und großer Freude eilten die Frauen, die in der Morgenfrühe des ersten Wochentages zum Grab gekommen waren, zu seinen Jüngern, um ihnen Nachricht zu bringen, dass er von den Toten auferweckt

worden ist und lebt (Mt 28, 8). Als Jesus am Abend des ersten Ostertages in die Mitte der Jünger trat und sie ihn sahen, freuten sie sich (Joh '20, '20).

An dieser Osterfreude hat Maria Anteil. Und auch wir sollen daran Anteil haben. Wie die Geburt des Heilands für Maria und für uns eine frohe Botschaft ist, so ist uns auch die Auferstehung des Herrn Grund zur Freude. Wir freuen uns, dass Jesus lebt. Wir freuen uns mit Maria. Wir freuen uns aber auch um unseretwillen. Wir dürfen in der Hoffnung leben, dass wir mit Christus auferstehen. Wir bitten Maria, dass sie uns mit ihrer Fürsprache dazu helfe: „Bitt Gott für uns, so wird's geschehn, freu dich, Maria, dass wir mit Christus auferstehn, Alleluja, bitt Gott für uns, Maria.“

„Freu dich, Maria!“ Alle diese Gedanken klingen an, wenn wir das Ave Maria beten. Wir sind eingeladen, an ihrer Freude teilzunehmen. Ihre Freude ist unsere Freude. Wir wollen uns dieser Freude öffnen, ihr Raum geben und uns von ihr ergreifen lassen. Mit dem Tagesgebet in der Marienmesse in der Osterzeit sprechen wir: „Allmächtiger Gott, durch die Auferstehung deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, hast du die Welt mit Jubel erfüllt. Lass uns durch seine jungfräuliche Mutter Maria zur unvergänglichen Osterfreude gelangen.“

Maria, unsere Hoffnung

Wir sind es gewohnt, uns Christen als Gläubige zu bezeichnen. In gleicher Weise wie der Glaube gehört die Hoffnung zum christlichen Leben. Christen sind Menschen, die Hoffnung haben. Die

Hoffnung ist für unser Leben bedeutsam. Deshalb mahnt der Apostel: „Ihr müsst unerschütterlich und unbeugsam am Glauben festhalten und dürft euch nicht von der Hoffnung abbringen lassen, die euch das Evangelium schenkt“ (Kol 1, 23). „Lasst uns an dem unwandelbaren Bekenntnis der Hoffnung festhalten, denn er, der die Verheißung gegeben hat, ist treu“ (Hehr 10, 23).

Wie sieht unsere christliche Hoffnung aus? Mehr als viele Worte antwortet auf diese Frage das Bild Marias.

Das Eingangsglied der Eigenmesse für den Marienwallfahrtsort Kevelaer beginnt mit den Worten: „Sei begrüßt, du unsere Hoffnung, Gottesmutter, Jungfrau Maria.“ Es nimmt den Gedanken aus dem Salve Regina auf, in dem Maria unsere Hoffnung genannt wird: „Gegrüßet seist du, Königin, o Maria – du unsere Hoffnung, sei begrüßt.“

Maria, unsere Hoffnung: Was bedeutet das für unser Leben? Maria ist das Vorbild des hoffenden Menschen, das Vorbild christlicher Hoffnung. In ihr zeigt sich, wie die Hoffnung getragen ist von gläubigem Vertrauen. Sie vertraut dem Wort, das Gott durch den Engel zu ihr gesprochen hat. Gottes Wort ist der feste Grund, auf dem der Hoffende steht. Unsere christliche Hoffnung gründet in den Taten und Verheißungen Gottes, der in dieser Welt in seiner Geschichte mit den Menschen seine Treue erwiesen hat. Maria geht den Weg der Hoffnung. Ihre Hoffnung bewährt sich in Ausdauer und Geduld. Sie gibt ihr die Kraft, die schweren Tage, die auch ihr Leben kennt, zu bestehen. Im Leben Marias wird sichtbar, was christliche Hoffnung bedeutet.

Maria zeigt uns aber auch das Ziel der christlichen Hoffnung. Wenn wir sie grüßen als die Begnadete, die Gott mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen hat, bekennen wir, was auch unsere Hoffnung ist. Durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten hat Gott uns eine lebendige Hoffnung gegeben. Sie verbürgt uns, dass wir mit ihm zum Leben gelangen. Maria hat dieses Ziel schon erreicht. Aber auch uns hat Jesus Christus durch seine Auferstehung das neue Leben bei Gott eröffnet. So ist Maria für uns, wie es in der Präfation am Festtag ihrer Aufnahme in den Himmel heißt, ein untrügliches Zeichen der Hoffnung und eine Quelle des Trostes. Im Blick auf Maria warten wir auf die selige Erfüllung unserer Hoffnung: „Wir rühmen uns unserer Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes“ (Röm 5, 2).

Noch in einem dritten Sinn nennen wir Maria unsere Hoffnung. Wir setzen unsere Hoffnung auf die Mutter des Herrn. Der Blick auf sie, das Zeichen der Hoffnung, kann uns helfen, auf dem Weg zu bleiben, der hinführt zur Herrlichkeit Gottes. Wir rufen ihre Fürsprache an, dass auch unser Lebensweg zum Ziel gelange. So beten *wir*:

„Barmherziger Gott, lass uns auf die Fürsprache der seligen Jungfrau Maria, die du in den Himmel aufgenommen hast, zur Herrlichkeit der Auferstehung gelangen.“

Maria, Königin der Apostel

Der Flügelaltar zu Kalkar zeigt ein schönes Pfingstbild. Maria ist umgeben von den Aposteln. Während sie zum Ge-

bet versammelt sind, werden sie vom Heiligen Geist erfüllt.

Das Bild bringt zum Ausdruck, was die Apostelgeschichte berichtet. Jesus hat seinen Aposteln nach der Auferstehung geboten, nicht von Jerusalem wegzugehen, sondern auf den verheißenen Heiligen Geist zu warten: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch herabkommen wird; und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1, 8). Die Apostel folgten dem Wort des Herrn: „Sie alle verharrten dort einmütig im Gebet, zusammen mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern“ (Apg 1, 14). Sie alle empfangen den Heiligen Geist. In der Kraft des Heiligen Geistes werden die Apostel zu Zeugen Jesu Christi.

An dieses Ereignis denken wir, wenn wir in der Marienmesse in der Pfingstzeit beten: „Gott, du hast den Aposteln, die mit der Mutter Jesu im Gebet versammelt waren, den Heiligen Geist gesandt. Höre auf die Fürsprache der seligen Jungfrau Maria. Mache uns bereit, die Gaben deines Geistes zu empfangen und deine Herrlichkeit in Wort und Tat zu verkünden.“

Zum christlichen Leben gehören Sendung und Zeugnis.

Am Osterabend gibt der auferstandene Herr seinen Aposteln Anteil an seiner eigenen Sendung: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20, 21). Matthäus schließt sein Evangelium mit dem großen Sendungsauftrag: „Geht zu allen Völkern“ (Mt 28, 19).

Die Sendung der Kirche und die Sendung der Christen geht zunächst dahin,

die Botschaft und das Heil Jesu Christi den Menschen nahezubringen. Das geschieht in Wort und Tat und nicht zuletzt durch das Zeugnis des eigenen christlichen Lebens, das die Kraft hat, Menschen zum Glauben und zu Gott zu führen. Aufgrund seiner Sendung trägt der Christ aber auch Verantwortung für das Zusammenleben der Menschen in einer menschenwürdigen Welt. Diese Verantwortung zeigt sich vor allem im positiven Einsatz, in der Bereitschaft, mit allen Menschen guten Willens zusammenzuarbeiten am Aufbau einer Gesellschaft, die gegründet ist auf den sittlichen Grundwerten, auf Freiheit, Gerechtigkeit, Anerkennung der Menschenwürde und des Gewissens. Der Christ trägt in besonderer Weise Verantwortung dafür, dass das sittliche Fundament der Gesellschaft tragfähig bleibt und nicht schwächer wird, Risse bekommt und allmählich abbröckelt und zerrieben wird.

Christliche Sendung geht nicht auf in bloßem Aktivismus. Sie gewinnt immer neu ihre Kraft aus der Begegnung mit Jesus Christus und mit seinem Geist. Für unsere Sendung gilt das Wort des Herrn: „Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15, 5).

Das Dekret des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Apostolat der Laien sieht das Vorbild eines solchen geistlichen und apostolischen Lebens in Maria, der Königin der Apostel. Das Konzil ruft die Christen auf, Maria zu verehren und ihr Leben und ihre christliche Sendung ihrer mütterlichen Sorge zu empfehlen. Maria trägt durch ihre Fürbitte die

apostolische Sendung mit. Marienverehrung ist nicht eine weltabgewandte Sache bloßer Innerlichkeit. Sie führt nicht zur Weltflucht, sondern zu christlicher Verantwortung in der Welt. Wie die Apostel beten wir mit Maria um das Kommen des Heiligen Geistes, um in seiner Kraft Zeugen Jesu Christi zu sein in unserer Zeit und in unserer Welt. Wir stellen unsere Sendung unter den Schutz der Königin der Apostel.

Sancta Maria de Anima

Die deutsche Nationalkirche in Rom und das mit ihr verbundene deutsche Priesterkolleg, das aus einem alten deutschen Pilgerhospiz hervorgegangen ist, tragen den Namen S. Maria de Anima. Das Wappen zeigt den zweiköpfigen Adler und davor die Gottesmutter mit dem Kind. Zwei Menschen, die Verstorbene darstellen, knien neben ihr. Sie haben bittend ihre Hände erhoben und richten ihren Blick voll Vertrauen auf Maria. Das Bild zeigt Maria als Schutzfrau der Verstorbenen, als Schutzfrau der Armen Seelen.

Maria ist unsere Fürsprecherin nicht nur im Leben, sondern auch im Tod. Im meistgebeteten Mariengebet, im Ave Maria, bitten wir sie um ihre Hilfe „jetzt und in der Stunde unseres Todes“.

Wir alle stehen unter dem Gesetz des Todes. Keiner weiß, wann für ihn die Stunde kommt. Für den einen kommt sie plötzlich und unerwartet. Jäh trifft ihn der Tod und reißt ihn aus dem vollen Leben. Für andere kommt der Tod nach langer Krankheit. Ernste Vorboten haben sein Kommen gemeldet. Vielleicht wird er sogar als Erlösung erwartet.

Jeder stirbt seinen eigenen Tod. Im Tod kann der Mensch sich nicht vertreten lassen. Den letzten Weg muss er selber gehen. Und er muss ihn allein gehen. Doch, das ist unsere christliche Hoffnung, begegnen wir auch im Tod Christus dem Herrn, der auch dieses Äußerste des Menschseins auf sich genommen hat. Selbst der Tod kann uns nicht scheiden von der Liebe Christi.

Wie jeder Mensch, so steht auch Maria unter dem Gesetz des Todes. Doch Gott, der uns durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes Jesus Christus erlöst hat, hat sich der Mutter seines Sohnes in besonderer Weise angenommen. **Ihr** Leib, der den Urheber des Lebens geboren hat, sollte nicht im Tod bleiben. Gott hat sie mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen. Wir rufen Maria an, dass sie auch uns zu Hilfe kommt, damit wir durch den Tod sicher hinübergelangen zum Leben.

Nicht wenige Menschen sterben in unserer Gesellschaft einsam und verlassen. In der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland wurde deshalb vorgeschlagen, nach Möglichkeiten zu suchen, damit keiner allein gelassen sterben muss. Wir können dem Sterbenden dadurch ein Zeugnis der christlichen Hoffnung geben, dass wir bei ihm bleiben und ihn im Tode nicht verlassen. Maria begleitet ihren Sohn auf seinem letzten Weg. Sie steht unter dem Kreuz. Sie hat ihn auch im Tode nicht verlassen. Viele ergreifende Bilder zeigen, wie sie den toten Leib ihres Sohnes in ihrem Schoße birgt.

Es ist eine alte christliche Tradition, mit dem Sterbenden und für ihn die Sterbgebete zu sprechen. So geleiten wir ihn

bis an das Tor des Todes. Doch dann müssen wir zurückbleiben. Wir können nicht mit ihm dieses Tor durchschreiten. Aber wir geben ihn in andere Obhut. Wir rufen die Engel und Heiligen an, ihm entgegenzueilen und ihn vor Gottes Angesicht zu führen. Alte Bilder zeigen Maria an der Spitze der himmlischen Scharen, die dem Verstorbenen entgegenkommen, um ihn in das Paradies zu geleiten.

Wie Maria ihren Sohn im Sterben und im Tode nicht verließ, so wird sie auch uns nicht verlassen. Wir empfehlen die Toten und uns selbst in unserem Tod der Fürbitte Marias. Wenn wir uns nicht mehr helfen können, wenn niemand von den Menschen uns mehr helfen kann, bleibt sie uns nahe. Sie tritt mit uns vor Gottes Gericht als unsere Fürsprecherin. Sie führt uns zu Jesus, ihrem Sohn. In vielen Gebeten wird dieser Gedanke angesprochen. So bitten wir im Salve Regina: „Wohlan denn, unsere Fürsprecherin, wende deine barmherzigen Augen uns zu, und nach diesem Elend zeige uns Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes.“ In dem Lied, in dem wir der schmerzhaften Mutter unter dem Kreuz gedenken, beten wir: „Christus, lass bei meinem Sterben mich mit deiner Mutter erben Sieg und Preis nach letztem Streit. Wenn der Leib dann sinkt zur Erde, gib mir, dass er teilhaft werde deiner selgen Herrlichkeit.“

Maria lässt uns im Tode nicht allein. Sie ist die Schutzfrau der Sterbenden und der Toten, S. Maria de Anima. Deshalb dürfen wir uns voll Vertrauen zu ihr wenden: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.“

*Predigt von Papst Franziskus am Hochfest der
Gottesmutter Maria am 1. Januar 2019 –
Aus dem Leben von Papst Franziskus siehe am aufgeführten Ort:*

Maria, Mutter Christi und warum wir sie als Mutter brauchen



„Und alle, die es hörten, staunten über das, was ihnen von den Hirten erzählt wurde“ (Lk 2,18). Staunen: Dazu werden wir heute am Ende der Weihnachtsoktav angeregt, wenn wir noch einmal das göttliche Kind betrachten, das uns ge-

boren wurde, arm an allem, aber reich an Liebe. Das Staunen ist das für den Jahresanfang angemessene Verhalten, weil das Leben ein Geschenk ist, das uns die Möglichkeit gibt, immer wieder neu anzufangen, auch von der schwierigsten Lage.

Doch heute ist auch der Tag, um über die Mutter Gottes zu staunen: Gott ist ein kleines Kind auf dem Arm einer Frau, die ihrem Schöpfer Nahrung gibt. Die Statue hier vor uns zeigt die Mutter und das Kind so miteinander verbunden, als wären sie eins. Das heutige Geheimnis erweckt ein grenzenloses Staunen: Gott hat sich an die Menschheit gebunden, für immer. Gott und Mensch sind immer zusammen, das ist die gute Nachricht zum Jahresbeginn: Gott ist kein Herr, der fern ist und einsam im Himmel wohnt, sondern er ist Fleisch

gewordene Liebe. Er wurde wie wir von einer Mutter geboren, um unser aller Bruder zu sein, um nahe zu sein: der Gott der Nähe. Er steht auf den Knien seiner Mutter, die auch unsere Mutter ist, und von dort gießt er eine neue Zärtlichkeit über die Menschheit aus. Und wir verstehen die göttliche Liebe besser, die väterlich und mütterlich ist, wie jene einer Mutter, die nicht aufhört, an ihre Kinder zu glauben und sie nie im Stich lässt. Der Gott-mit-uns liebt uns trotz unserer Fehler, trotz unserer Sünden, trotz der Weise, wie wir die Dinge drehen. Gott glaubt an die Menschheit, von der sich zuerst und unvergleichlich seine Mutter abhebt.

Zu Beginn des Jahres bitten wir sie um die Gnade des Staunens vor dem Gott der Überraschungen. Erneuern wir das anfängliche Staunen, als in uns der Glaube erwachte. Die Mutter Gottes hilft uns: die Mutter, die den Herrn geboren hat, gebiert uns für den Herrn. Sie ist Mutter und bringt die Kinder zum gläubigen Staunen, weil der Glaube eine Begegnung und nicht eine Religion ist. Das Leben ohne Staunen wird grau und eintönig, ebenso der Glaube. Und auch die Kirche muss immer neu das Staunen über die Tatsache lernen, Wohnung des lebendigen Gottes, Braut des Herrn, Kinder gebärende Mutter

zu sein. Sonst gleicht sie allzu leicht einem schönen Museum der Vergangenheit. Die „Kirche als Museum“. Maria dagegen bringt eine häusliche Atmosphäre in die Kirche, die Atmosphäre von einem Haus, das der Gott des Neuen bewohnt. Nehmen wir mit Staunen das Geheimnis der Mutter Gottes auf wie die Bewohner von Ephesus zur Zeit des Konzils. Wie sie wollen auch wir sie anrufen als „heilige Mutter Gottes“. Von ihr wollen wir uns anschauen, umarmen und an der Hand nehmen lassen. Lassen wir uns anschauen. Besonders in Zeiten der Not, wenn wir uns in den verwickelten Knoten des Lebens verfangen haben, schauen wir zu Recht auf Maria, auf die Mutter. Vor allem ist es aber schön, sich von Maria anschauen zu lassen. Wenn sie uns ihren Blick zuwendet, sieht sie nicht die Sünder, sondern die Kinder. Man sagt, dass die Augen ein Spiegel der Seele sind. Die Augen der Gnadenvollen spiegeln die Schönheit Gottes wider und lassen über uns das Paradies aufscheinen. Jesus hat gesagt, dass das Auge „die Leuchte des Leibes“ (Mt 6,22) ist: die Augen Marias machen alle Dunkelheit hell und entfachen überall die Hoffnung. Ihr auf uns gerichteter Blick sagt: „Liebe Kinder, habt Mut; ich bin da, eure Mutter!“ Dieser mütterliche Blick, der Vertrauen einflößt, hilft zum Wachstum im Glauben. Der Glaube ist eine Verbindung mit Gott, die den ganzen Menschen einbezieht und die zu ihrem Bestand die Mutter Gottes braucht. Ihr mütterlicher Blick hilft uns, uns als geliebte Kinder im gläubigen Volk Gottes zu sehen und uns untereinander über unsere jeweiligen Grenzen und Ausrichtungen hinaus

zu lieben. Maria verwurzelt uns in der Kirche, wo die Einheit mehr zählt als die Verschiedenheit, und ermahnt uns, füreinander Sorge zu tragen. Der Blick Marias erinnert daran, dass für den Glauben die Sanftmut wesentlich ist, die die Lauheit fernhält. Zärtlichkeit: die Kirche der Zärtlichkeit. Zärtlichkeit, ein Wort, das heute viele aus dem Wörterbuch tilgen wollen. Wenn im Glauben ein Platz für die Mutter Gottes ist, wird man nie die Mitte, den Herrn, verlieren; denn Maria weist nie auf sich selbst hin, sondern auf Jesus und auf die Geschwister, weil sie Mutter ist. Der Blick der Mutter und der Blick der Mütter. Eine Welt, die ohne den mütterlichen Blick in die Zukunft schaut, ist kurzsichtig. Selbst wenn sie den Profit mehrt, wird sie es nicht verstehen, in den Menschen Söhne und Töchter zu sehen. Es wird Gewinne geben, aber sie werden nicht allen zukommen. Wir werden im selben Haus wohnen, aber nicht als Geschwister. Die menschliche Familie gründet auf den Müttern. Eine Welt, in der die mütterliche Zärtlichkeit auf ein schlichtes Gefühl beschränkt wird, mag reich an Gütern sein, aber nicht reich an Zukunft. Mutter Gottes, lehre uns deinen Blick auf das Leben und blicke auf uns und auf unser Elend. Wende deine barmherzigen Augen uns zu. Lassen wir uns umarmen. Neben dem Blick kommt hier das Herz ins Spiel, denn, so sagt das heutige Evangelium, „Maria bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen“ (Lk 2,19). Maria trug also alles im Herzen und umfing alles, die guten und die schlechten Ereignisse. Und sie erwog alles, das heißt, sie brachte es zu Gott. Hier liegt

ihr Geheimnis. Ebenso trägt sie das Leben eines jeden von uns im Herzen: Sie möchte alle unsere Situationen umfassen und sie vor Gott bringen.

Im aufgesplitterten Leben von heute, wo wir Gefahr laufen, den Faden zu verlieren, ist die Umarmung der Mutter wesentlich. Es ist so viel Zersplitterung und Einsamkeit vorhanden: Die Welt ist ganz vernetzt, aber scheint immer uneiniger zu werden. Da ist es nötig, dass wir uns der Mutter anvertrauen. In der Heiligen Schrift setzt sie sich in vielen konkreten Situationen ein; sie ist da, wo es nottut: Sie begibt sich zu ihrer Verwandten Elisabeth; sie kommt den Brautleuten in Kana zur Hilfe; sie ermutigt die Jünger im Abendmahlsaal... Maria ist das Heilmittel gegen die Einsamkeit und die Zersplitterung. Sie ist die Mutter des Beistands; sie steht bei; sie ist bei dem, der allein ist. Sie weiß, dass für den Beistand die Worte nicht genügen. Es bedarf der Gegenwart. Und da ist sie als Mutter zur Stelle. Gestatten wir ihr, unser Leben zu umfassen. Im Salve Regina nennen wir sie „unser Leben“: Dies scheint übertrieben, denn Christus ist das Leben (vgl. Joh 14,6). Doch Maria ist so eins mit ihm und uns so nahe, dass es nichts Besseres gibt, als unser Leben in ihre Hände zu geben und sie als „unser Leben, unsre Wonne und unsre Hoffnung“ zu bekennen.

Und dann lassen wir uns auf dem Lebensweg an der Hand nehmen. Die Mütter nehmen ihre Kinder an der Hand und führen sie mit Liebe in das Leben. Doch wie viele Söhne und Töchter gehen heute eigene Wege und verlieren die Orientierung. Sie glauben, stark

zu sein, und sie verirren sich. Sie wähnen sich frei und werden zu Sklaven. Wie viele, die die mütterliche Zuneigung verdrängt haben, leben zornig auf sich selbst und gleichgültig gegenüber allem! Wie viele reagieren auf alles und auf alle mit Gift und Bosheit! So ist das Leben. Sich als böse zu gebärden scheint zuweilen sogar ein Synonym für Stärke zu sein. Doch es ist nur Schwäche. Wir müssen von den Müttern lernen, dass der Heroismus in der Hingabe besteht, die Stärke im Mitleid haben, die Weisheit in der Milde.

Gott ist nicht ohne die Mutter angekommen: umso mehr haben wir sie nötig. Jesus selbst hat sie uns gegeben, nicht bei irgendeiner Gelegenheit, sondern vom Kreuz aus: „Siehe, deine Mutter!“ (Joh 19,27), hat er zu dem Jünger gesagt und sagt er zu jedem Jünger. Maria ist kein optional: Sie ist im Leben anzunehmen. Sie ist die Königin des Friedens, die das Böse besiegt und uns auf den Wegen des Guten leitet, die die Einheit unter den Kindern wiederherstellt und zum Mitgefühl erzieht.

Nimm uns an der Hand, Maria. Wenn wir uns an dich klammern, werden wir die bedrückendsten Wechselfälle der Geschichte meistern. Führe uns an der Hand, damit wir die Verbindungen wiederentdecken, die uns zusammenhalten. Sammle uns alle unter deinem Mantel, in der Zärtlichkeit der wahren Liebe, wo sich die menschliche Familie wieder zusammenfindet: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesmutter“. Sagen wir es alle zusammen der Gottesmutter: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesmutter.“

Benedikt XVI.:

Predigt zum Hochfest der Aufnahme Mariens

*in der Pfarrkirche „San Tommaso da Villanova“,
Castelgandolfo am 15. August 2007*



zum Bibeltext Offenbarung des Johannes 12,1-6, „die Frau und der Drache“, „Kampf zwischen den Mächten Liebe und Hass“

In seinem großen Werk „Vom Gottesstaat“ sagt der hl. Augustinus einmal, dass die ganze Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Welt, ein Kampf zwischen zwei Arten der Liebe ist: zwischen der bis zur Selbstentäußerung,

bis zur Selbsthingabe gehenden Gottesliebe und der bis zur Verachtung Gottes, bis zum Hass gegen die anderen gesteigerten Selbstliebe. Dieselbe Auslegung der Geschichte als Kampf zwischen zwei Arten der Liebe, zwischen der Liebe und dem Egoismus, erscheint auch in der Lesung aus der Offenbarung, die wir gerade gehört haben. Hier erscheinen diese beiden Arten der Liebe in zwei großen Gestalten. Zunächst ist da der Drache, groß und feuerrot, mit einer beeindruckenden und furchterregenden Bezeugung der Macht ohne Gnade, ohne Liebe, des absoluten Egoismus, des Schreckens, der Gewalt.

Zur Zeit als der hl. Johannes die Offenbarung schrieb, verkörperte dieser Drache für ihn die Macht der antichristlichen römischen Kaiser, von Nero bis Domitian. Diese Macht schien unbegrenzt zu sein; die militärische, politische, propagandistische Macht des Römischen Reiches war so groß, dass vor ihr der Glaube, die Kirche wie eine wehrlose Frau erschienen, die keine Möglichkeit hatte zu überleben, geschweige denn zu siegen. Wer konnte sich dieser allgegenwärtigen Macht, die zu allem in der Lage zu sein schien, widersetzen? Und dennoch wissen wir, dass am Ende die wehrlose Frau gesiegt hat. Nicht der Egoismus, der Hass hat gesiegt, sondern die Liebe Gottes hat

gesiegt, und das Römische Reich hat sich dem christlichen Glauben gegenüber geöffnet.

Die Worte der Heiligen Schrift gehen immer über den geschichtlichen Augenblick hinaus. Und so steht dieser Drache nicht nur für die antichristliche Macht der Verfolger der Kirche jener Zeit, sondern für die materialistischen, antichristlichen Diktaturen aller Zeiten. Wir sehen diese Macht, diese Kraft des feuerroten Drachen wieder umgesetzt in den großen Diktaturen des vergangenen Jahrhunderts: Die Diktatur des Nazismus und die Diktatur Stalins hatten alle Macht, drangen bis in jeden Winkel, bis in den äußersten Winkel vor. Es schien unmöglich, dass der Glaube auf lange Sicht überleben könne angesichts dieses so starken Drachen, der den Gott, der ein Kind geworden war, und die Frau, die Kirche, verschlingen wollte. Aber in Wirklichkeit war auch in diesem Fall am Ende die Liebe stärker als der Hass.

Auch heute gibt es den Drachen auf neue, auf andere Weise. Es gibt ihn in der Form der materialistischen Ideologien, die uns sagen: Es ist absurd, an Gott zu denken; es ist absurd, die Gebote Gottes zu beachten; das gehört der Vergangenheit an. Was zählt, ist nur, das Leben für sich zu leben, in diesem kurzen Augenblick des Lebens alles zu nehmen, was wir kriegen können. Was zählt, ist nur der Konsum, der Egoismus, das Vergnügen. Das ist das Leben. So müssen wir leben. Und wieder erscheint es absurd, unmöglich, sich dieser vorherrschenden Mentalität mit all ihrer propagandistischen Kraft der Medien zu widersetzen. Es scheint heute unmög-

lich zu sein, noch an einen Gott zu denken, der den Menschen geschaffen hat und der ein Kind geworden ist und der der wahre Herrscher der Welt ist.

Auch jetzt scheint dieser Drache unbesiegbare zu sein, aber auch jetzt bleibt es weiterhin wahr, dass Gott stärker ist als der Drache, dass die Liebe und nicht der Egoismus siegt. Nachdem wir so die verschiedenen Erscheinungsformen des Drachen in der Geschichte betrachtet haben, werfen wir nun einen Blick auf das andere Bild: die Frau, mit der Sonne bekleidet, mit dem Mond unter ihren Füßen und umgeben von zwölf Sternen. Auch dieses Bild hat viele Dimensionen. Eine erste Bedeutung ist zweifellos die, dass es die Gottesmutter ist, Maria, mit der Sonne, also mit Gott, bekleidet – ganz und gar. Sie lebt ganz in Gott, ist umgeben und durchdrungen vom Licht Gottes. Sie ist umgeben von den zwölf Sternen, das heißt von den zwölf Stämmen Israels, vom ganzen Gottesvolk, von der ganzen Gemeinschaft der Heiligen, und unter ihren Füßen ist der Mond, Bild des Todes und der Sterblichkeit. Maria hat den Tod hinter sich gelassen; sie ist ganz mit dem Leben bekleidet, sie ist mit Leib und Seele in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen. Und so sagt sie, die in die Herrlichkeit hineingestellt ist und den Tod überwunden hat, zu uns: Habt Mut, am Ende siegt die Liebe! Mein Leben war es zu sagen: Ich bin die Magd Gottes. Mein Leben war meine Selbsthingabe, für Gott und für den Nächsten. Und dieses Leben des Dienstes kommt jetzt im wahren Leben an. Habt Vertrauen, habt den Mut, so zu leben, auch gegen alle Bedrohungen des Drachen.

Dies ist die erste Bedeutung der Frau, zu der Maria geworden ist. Die „Frau, mit der Sonne bekleidet“ ist das große Zeichen für den Sieg der Liebe, den Sieg des Guten, den Sieg Gottes. Ein großes Zeichen des Trostes. Aber diese Frau, die leidet, die fliehen muss, die mit einem Schmerzensschrei gebiert, ist auch die Kirche, die pilgernde Kirche aller Zeiten; in allen Generationen muss sie aufs Neue Christus gebären, ihn unter großen Schmerzen zur Welt bringen, auf diese leidvolle Weise. Zu allen Zeiten verfolgt lebt sie gleichsam in der Wüste, vom Drachen verfolgt. Aber zu allen Zeiten lebt die Kirche, das Gottesvolk, auch vom Licht Gottes und wird – wie das Evangelium sagt – mit Gott genährt, in sich selbst genährt mit dem Brot der heiligen Eucharistie. Und so siegt sie leidend in aller Bedrängnis, in allen verschiedenen Situationen der Kirche im Laufe der Zeit, in den verschiedenen Teilen der Welt. Und sie ist die Gegenwart, die Gewährleistung der Liebe Gottes gegen alle Ideologien des Hasses und des Egoismus.

Gewiss sehen wir, dass auch heute der Drache den Gott, der ein Kind geworden ist, verschlingen will. Habt keine Angst um diesen scheinbar schwachen Gott. Der Kampf ist bereits ausgetragen. Auch heute ist dieser schwache Gott stark: Er ist die wahre Kraft. Und so ist das Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel die Einladung, Gott zu vertrauen, und auch eine Einladung, Maria nachzuahmen, wie sie selbst gesagt hat: Ich bin die Magd des Herrn, ich stelle mich dem Herrn zur Verfügung. Das sollen wir

daraus lernen: auf ihrem Weg zu gehen, unser Leben hinzugeben und nicht das Leben zu nehmen. Und eben so sind wir auf dem Weg der Liebe, der eine Selbstentäußerung ist, aber eine Selbstentäußerung, die in Wirklichkeit der einzige Weg ist, um sich selbst wahrhaft zu finden, um das wahre Leben zu finden.

Schauen wir auf Maria, die in den Himmel Aufgenommene. Lassen wir uns ermutigen zum Glauben und zum Fest der Freude: Gott siegt. Der scheinbar schwache Glaube ist die wahre Kraft der Welt. Die Liebe ist stärker als der Hass. Und sagen wir mit Elisabet: Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen. Wir bitten dich mit der ganzen Kirche: Heilige Maria, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.



Gott ist nicht zum Kuscheln da: ein falsches Gottesbild



Prof. Dr. theol. Ulrich Lehner ist in Straubing 1976 geboren. Er besuchte das Johannes-Turmair-Gymnasium, war lange Zeit Ministrant in der Basilika St. Jakob und war in der Kindheit und Jugendzeit tief beeindruckt von den beiden Priestern Josef Waas und Karl Haller. Im Straubinger Tagblatt vom 14. Dezember 2019 sagte er bei einem Interview über die beiden Priester und seinen Werdegang: „Beide haben mich zutiefst beeindruckt, was es heißt, wirklich Christen zu sein und als Christen zu leben. Ihr Glaube hat mich gelehrt, dass sich der Katholizismus vor der Vernunft nicht verstecken muss, immer intellektuell redlich bleiben soll, und vor allem in Furchtlosigkeit und Tapferkeit auch in Bedrängnissen zum Herrn zu stehen. Beide hatten viel in der Kriegsgefangenschaft gelitten und hätten auch andere Berufswege einschla-

gen können – aber sie wollten im Weinberg des Herrn arbeiten.“

In seinem Buch „Gott ist unbequem“ steht ein kurzer Lebenslauf: Ulrich Lehner „hat Philosophie, Theologie und Geschichte in Regensburg, München und Notre Dame studiert. Promotion zum Dr. theol 2006; Habilitation in Geschichtswissenschaft 2015. Von 2006 bis 2019 war er Professor für Theologie an der Marquette University, Milwaukee, USA. Er ist Inhaber des William K. Warren Lehrstuhls für Theologie an der US-amerikanischen Eliteuniversität von Notre Dame, Indiana, und Verfasser zahlreicher Werke, die in mehrere Fremdsprachen übersetzt wurden. Eines seiner letzten Bücher heißt „Gott ist unbequem“ und ist 2017 im Original erschienen und dann übersetzt ins Deutsche im Herder-Verlag. Der folgende Artikel „Gott ist nicht zum Kuscheln da“ ist dem vorgenannten Buch entnommen:

„Gott ist nicht nett. Er liebt einige mehr als andere.“ Meine Studenten in einem Einführungskurs in die Theologie wirkten auf einmal aufgeregt. Manche Gesichter sahen verstört aus, andere gereizt, wieder andere wie vor den Kopf gestoßen. Ich hielt mein Lächeln zurück, denn schließlich wollte ich meine Studierenden ja auf etwas Wichtiges hinweisen, aber es war einer der Momente, die das Herz jedes Lehrers höher schlagen lassen – der Augenblick, in dem etwas in den Köpfen der Zuhörer klickt

und eine Diskussion in Gang kommt. Plötzlich waren ein Dutzend Hände in der Luft, die alle darauf warteten, eine Frage zu stellen ...

Aber warum hatte diese Binsenwahrheit ein solches Ergebnis? Was hatte meine Studenten denn so verstört, dass sie auf einmal aus ihren Lehrbüchern aufblickten? Die Antwort ist, wie ich meine, ganz einfach: Sie hatten bisher noch nie jemanden so etwas Unbequemes sagen gehört wie „Gott ist nicht nett“ oder „Gott ist nicht lieb“ oder „Gott ist nicht zum Kuscheln da“. Meine Spitze hatte den zentralen Glaubenssatz getroffen, der uns von der Popkultur, sozialen Medien und leider auch vielen Kirchenvertretern eingetrichtert wird: Wenn Gott existiert, dann ist er „ganz lieb“ und tut, worum wir ihn bitten. Er ist kein Gott der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern der Gott des Wohlfühlens. Man kann mit ihm alles aushandeln, wie mit einem freundlichen Verkäufer auf einem Basar. Für alles findet dieser Gott eine Entschuldigung, sei es Ehebruch, Pornografie, Gier oder Geiz. So ein Gott ist flexibel und wir biegen ihn uns zurecht, sodass wir unser Leben nicht nach ihm ausrichten müssen.

Der Gott, den uns die seichten Propheten vorgaukeln, ist wie ein göttlicher Therapeut. Das Bild hat natürlich etwas für sich und ist biblisch (vgl. Lk 5,31), wenn man es richtig versteht: Christus ist der einzige Arzt, aber die heutige Umdeutung macht ihn zu einem teilnahmslosen Therapeuten, der einfach nur zuhört, aber keine Analyse abgibt und schon gar keine radikalen Maßnahmen vorschlägt. Gott wird zum Kummerkasten herabgewürdigt, an den wir

uns wenden, wenn es uns schlecht geht, den wir aber links liegen lassen, sobald Schmerz und Leid verfliegen sind. So ein Gott ist bequem, weil man für ihn das Leben nicht verändern muss. Man muss sich nicht von ihm fragen lassen, ob man alles Materielle höher schätzt als die Liebe zu Gott, ob man seine Nächsten wirklich liebt und Jesus nachfolgt. Warum sollte man das Leben für eine Kummerkastente auch ändern? Gott ist so an den Rand gedrängt, dass er nur mehr zu speziellen Zeiten aus der Verpackung genommen wird, ähnlich wie der Christbaumschmuck.

Zuerst dachte ich, dass die Ursache im Religionsunterricht liegen müsse, den diese Studenten erhalten haben. Aber als ich meinen eigenen Kindern genauer zuhörte, die ich selber im Glauben erziehe, fiel mir auf, dass auch diese oft so über Gott sprachen, als sei er einfach nur nett. Das war ein Schlüsselerlebnis; mir wurde klar: Wenn wir nicht wollen, dass die Kirchen noch leerer werden, dann müssen wir den langweiligen Gott gesellschaftlicher Erwartungen aus unseren Seelenwohnungen verbannen.

Ich selbst bin nicht immun gegen die Anfechtungen eines solchen Gottesbildes. Oft ertappe ich mich dabei, meine Beziehung zu Gott selbst zu vernachlässigen, sie zur Routine werden zu lassen, sie im Konventionellen zu ertränken.

Das Wort Konvention bedeutet zu allererst, dass etwas allgemein ist, eine Übereinkunft. Konventionelles bewegt sich also in ausgetretenen Bahnen und ist nicht aufregend; Konventionelles gibt Sicherheit, stabile Emotionen, aber kein Leben und kein Abenteuer. Bestenfalls geben uns Konventionen ein Ge-

fühl des Wohlgefallens, bis das nächste Erlebnis angestrebt wird, aus dem wir uns Glücksgefühle versprechen. Im Glauben führt es dazu, dass wir die Beziehung zu Gott konventionell werden lassen. Damit sind keineswegs Rituale wie das Stundengebet gemeint, sondern die innere Einstellung, die Gott an den Rand drängt. Wir erwarten von Gott nichts mehr, weil die Gesellschaft um uns herum die Konvention aufgestellt hat, dass Gott höchstens ein schmückendes Beiwerk sein darf, aber nichts, was den Menschen von Grund auf verändert. Man geht am Sonntag höchstens in die Kirche; vom Streben nach Heiligkeit zu reden würde als verrückt gebrandmarkt. In kaum einer Predigt im deutschsprachigen Raum habe ich je davon gehört. In meinen beinahe 15 Jahren als Theologieprofessor war ich immer wieder erstaunt, dass das am meisten vorgebrachte Standardargument gegen das Christentum nichts mit intellektuellen Schwierigkeiten zu tun hat, sondern eigentlich ein Vorurteil ist: dass nämlich das Christentum einfach stinklangweilig ist. Denn man meint, das Christentum beschränke sich darauf, am Sonntag in die Kirche zu laufen. Leider tut es das für viele, und das scheint mir ein Problem zu sein, welches man in der Katechese einfach nicht wahrhaben will. Niemand will den weichgespülten Gott und die entleerte Theologie, weil man anderswo bessere Glücksgefühle findet: Geht man ins Fitnessstudio, hat man einen Endorphin-Schub, geht man mit Freunden aus, genießt man Geselligkeit – das ist für viele profunder als die Eucharistie. Warum? Weil sie Gott nicht mehr ernst nehmen, da ihnen jahrzeh-

ntelang gesagt wurde, Gott würde nicht richten, strafen, aber auch nicht wollen, dass sie sich ändern. Wer auch nur eine Zeile der Bibel gelesen hat, weiß, wie abgrundtief falsch dies ist. Gott will, dass wir uns von der Sünde abwenden und ihm zukehren, dass wir nie bei uns selbst sind außer durch ihn. Anstatt ein Dorn im Fleisch der Konsumgesellschaft zu sein, sind die Kirchen kulturkonform geworden. Gott erscheint als langweilig, und konsequenterweise auch das Volk Gottes.

Deshalb brauchen wir alle die Impfung mit dem Serum des biblischen Gottes, der Menschen radikal umformt und der ein ewiges Geheimnis bleibt: Wir müssen den Gott zurückgewinnen, der Moses im brennenden Dornbusch erscheint, der durch Esel spricht, Dämonen in eine Schweineherde bannt, Saulus zu Boden wirft und einem heiligen Franziskus von Assisi erscheint. Wir müssen uns klar werden, dass der Glaube nur lebendig werden kann, wenn wir selbst Teil der Geschichte Gottes mit seinem Volk werden, uns an Jesus hängen. Dann wird uns plötzlich ein Gott begegnen, der die Macht hat, uns aus unserem Schlafwandel aufzurütteln, uns herauszufordern, zu verändern und unser Leben gefährlich zu machen. Er nimmt uns auf das einzige große Abenteuer mit, das sich im Leben lohnt.

Auf dem Campus meiner alten Universität stand eine alte Kapelle im Zentrum. Sie wurde im 15. Jahrhundert in Frankreich erbaut und in den 1920ern Stein für Stein nach Milwaukee gebracht. Sie ist der heiligen Johanna von Orleans geweiht. In ihrem Inneren gibt es bis heute eine Steinplatte, die die Heilige angebe-

lich vor einer ihrer Schlachten geküsst haben soll. Johanna war ein Teenager, der sich von Gott berufen fühlte und alle Konventionen hinter sich ließ, sich in ein Leben voller Gefahren stürzte und am Ende auch einen gewaltsamen Tod starb. Für einen langweiligen Kuschelgott hätte sie das nicht getan. Hätte sie je zum wilden Gott gefunden durch eine der Predigten in deutschen Kirchen oder gar durch ein Theologiestudium? Ich glaube keinen Augenblick daran.

Wann immer ich an dieser Kapelle vorbei zu meinen Hörsälen ging, betete ich: „Heiliger Geist, führe meine Studenten und gib, dass ich keinen durch meine Worte von Dir wegführe“. Ich rief mir immer die Verantwortung ins Bewusstsein, die man als Lehrer und Universitätsprofessor hat, und die Bescheidenheit, die mich bei meinen eigenen Lehrern am meisten beeindruckt hat. Eines Tages reflektierte ich im Vorübergehen auch über meinen eigenen Glauben und es wurde mir schlagartig klar, dass er sich verwässert hatte, dass er ins Konventionelle abgeglitten war. Ich hatte mich selbst zu distanziert gegeben und in der Vorlesung zu akademisch und zu wenig über meinen eigenen Glauben gesprochen. Wie konnte ich aber andere führen, wenn ich sie nicht an meinem Glaubensleben teilnehmen ließ? Ich hatte den Studenten nicht die Ressourcen vermittelt, die sie brauchten, um mit Jesus zu wandeln, sie nicht zum lebensbringenden Quell geführt, sondern ihnen allenfalls eine Flasche abgestandenes Wasser gereicht. Mein eigener Glaube war langweilig geworden, leblos und ohne Abenteuergeist. Diese Offenbarung war wie ein Blitz – schön

und doch furchterregend. Ich fühlte das brennende Feuer, von dem die Heiligen sprachen, von Gottes Liebe, das uns verzehrt, aber nicht zerstört. Diese Einsicht zwang mich in die Knie. Ich stellte mir Jesus vor, wie er mir gegenüber steht als der Herausfordernde, der Hörende, aber auch als der Heilende. Das war der Ansporn, die Bequemlichkeitszone meines Glaubens zu verlassen, mich aufzumachen, mit Jesus zu wandern, statt stillzustehen, und ihn so in allem zu finden, wie der heilige Ignatius von Loyola sagt. Aber wie sollte ich das meinen Studenten vermitteln? Die Antwort kam mir, als ich die Prüfungsarbeiten im Garten korrigierte. Ich hatte die Studenten gebeten, über die Israeliten und ihren Auszug aus Ägypten zu schreiben – eine faszinierende, abenteuerliche Geschichte über eine Wüstenwanderung, im Sturzwasser versinkende Soldaten und unerschütterliches Gottvertrauen. Doch was ich las, ließ sich in etwa darauf reduzieren: „Gott half den Israeliten, weil sie zu ihm gebetet haben.“ Nun war das zwar nicht falsch, aber eine Verkümmern der eigentlichen Botschaft. Ich realisierte, dass die meisten Studenten über Gott wie über einen Automaten dachten, in den wir Münzen (Gebete) einwerfen und einen Schokoladenriegel herausbekommen. An so einen Gott wendet man sich dann aber auch nur in Ausnahmefällen. Daher sprach ich in der nächsten Vorlesung über die Geschichte der Erlösung im Alten Testament. Abraham wurde aus Ur fortgerufen ins Ungewisse. Er verließ alles, um Gott zu folgen, ganz auf sein vages Versprechen hin, dass er ihn in ein gelobtes Land führen werde. Wir sprachen über

Moses und den Dornbusch, vor dem er seine Sandalen löste, weil er auf heiligem Boden stand, und über Elija, der von Raben gespeist wurde und Gottes „Stimme verschwebenden Schweigens“ (1 Kön 19,12 Buher/Rosenzweig-Übersetzung) im säuselnden Wind vernahm. Geschichte über Geschichte standen hier die Erfahrungen Israels mit einem atemberaubend schönen, aber auch erschreckenden, geheimnisvollen Gott. Vom Kuschelgott war hier nichts zu lesen. Stattdessen lud der biblische Gott zu einem Abenteuer ein, das einen von Grund auf veränderte, auch in Gefahr brachte, aber zu einem großartigen Ziel hinführte. Keiner hat die theologische Summe des christlichen Gottes besser ausgedrückt als C. S. Lewis, der berühmte Literaturwissenschaftler und Apologet, in seinen *Narnia-Geschichten*. Herr Biber erklärt dort auf die Frage des Mädchens Susan, ob der Löwe Aslan, ein Symbol für Jesus, zahm sei: „Er ist wild!“

Wenn wir Gott wirklich wollen, dann dürfen wir ihn nicht zu einem zahmen Gott herabwürdigen. Allerdings sollten wir dann auch nicht überrascht sein, wenn uns seine Vorsehung zu Abenteuern führt, die wir uns nie hätten träumen lassen. Unser Verlangen nach Sicherheit lässt uns Abenteuer und Risiko meiden und Veränderungen fürchten, die wir nicht kontrollieren können. Viel zu oft vergessen wir dabei, dass wir solchen Veränderungen andauernd ausgesetzt sind. Als ich etwa meine Frau zum ersten Mal traf, wurde mir klar, dass sie mein Leben radikal verändern würde. Sie fordert mich jeden Tag stets neu heraus, ein besserer Ehemann und Vater

zu sein. Wenn ein Mensch den anderen grundlegend verändern kann, warum trauen wir Gott nicht dasselbe zu? Warum lassen wir uns nicht auf das Abenteuer Glauben ein? Die Gnade Gottes lässt sich nicht zähmen; entweder man nimmt *sie* an oder nicht. Sie ist gefährlich, weil sie andere Wege geht, als wir wollen, aber, wie C. S. Lewis uns erinnert, sie ist „immer gut“.

Die Gnade Gottes macht uns nicht nett und lieb, was ebenso ein Vorurteil zahlreicher Nichtchristen zu sein scheint. Wenn sie uns nur nett machte, wäre sie doch nicht Gnade, Leben Gottes in uns, sondern nur etwas Oberflächliches — eine Art Zuckerguss. Stattdessen verändert uns die Gnade ebenso, wie sie durch den Heiligen Geist Wein und Brot in Blut und Leib Christi verwandelt. Gottes Pläne durchkreuzen die unseren immer, weil wir uns selbst nicht gut genug kennen, aber trotzdem meinen, genau zu wissen, was das Richtige für uns ist.

Der heilige Johannes vom Kreuz schrieb einmal: „Wenn du meinst, du könntest Gott in der Bequemlichkeit deines Schlafzimmers entdecken, wirst du ihn nie finden.“ Die Reise zur Erkenntnis Gottes führt uns weg von unseren angestammten Konventionen, ebenso wie sie Abraham aus Ur wegführte. Lässt man sich aber auf den neuen Weg ein, sieht man die Welt mit anderen Augen, bemerkt Geheimnisse im Kleinen, denen man bisher keine Beachtung geschenkt hat, findet Glück, von dem man meinte, es könne nicht existieren. Nur der Abenteurer kann sehen, was niemand sonst sieht – diese Einsicht haben wir im konventionellen Christentum verloren. Wir fragen uns, warum das Leben

keinen Sinn macht, warum wir so unglücklich sind und warum uns unser eigenes Leben zu Tode langweilt; aber wir sollten davon nicht überrascht sein, weil unser kurzsichtiger Blick uns vom einzigen wirklichen Abenteuer im Leben, Gott, fernhält.

Als ich über das Thema dieses Buches nachdachte, kam mir eine Episode aus meiner Gymnasialzeit in den Neunzigerjahren in den Sinn. Damals war ich Ministrant in einer mittelgroßen bayerischen Stadt; wochentags ministrierte ich oft um acht Uhr morgens, bevor ich zur Schule ging. Besonders gerne ging ich bei einem alten Ruhestandspriester zur Messe. Einmal erzählte er mir nach der Messe: „Am Abend vor meiner Priesterweihe 1936 habe ich vor dem Tabernakel gekniet und gebetet: ‚Herr, nimm alles, was ich bin und habe, aber bitte gib mir kein langweiliges Leben.‘“ Sein Gebet wurde erhört. Er wurde Kriegspfarrer in Russland im Zweiten Weltkrieg und überlebte selbst viele Jahre harscher russischer Kriegsgefangenschaft. All die Jahre der Entbehrung und Krankheit hatten ihn nicht verbittert; er war eine niederbayerische Frohnatur geblieben. „Und keine Sekunde war langweilig!“, fügte er lachend hinzu. Diesen Moment habe ich nie vergessen. Hier hatte ich einen Glauben kennengelernt, der konkret war, und einen Menschen, der damit zufrieden war, im Weinberg des Herrn ein einfacher Arbeiter zu sein und jede Herausforderung anzunehmen. Das imponierte mir gewaltig – genauso wie das stille Gebet nach jeder seiner Messen: Danksagung für sein Priestersein und die Eucharistie. Während andere Geistliche aus der

Sakristei spazierten, als kämen sie aus einem Restaurant oder einem Kino, zog sich dieser Priester immer für ein paar Minuten auf die Kniebank zurück. Das war ein Glaube, der einen formte und der nicht nur aus Oberflächlichkeit bestand. Bis zum heutigen Tag denke ich nach jedem Empfang der Kommunion an diesen Priester zurück, der mich gelehrt hat, dankbar zu sein, und ich versuche dieses Beispiel auch meine Kinder zu lehren...

Dieses erste Kapitel aus dem Buch von Prof. Dr. Ulrich Lehner „Gott ist unbequem“ geht noch einige Zeilen weiter, die aber unserer Absicht nicht mehr besonders dienen. Dieses 1. Kapitel will gleichsam eine Tür öffnen zum Titel des ganzen Buches „Gott ist unbequem“ und zu unserem Sodalenblatt. Es geht dabei nicht um eine Diffamierung Gottes, der Verfasser will uns sensibel machen, dass Gott nicht wie ein Mechaniker beim Radrennen da ist und uns weiterhilft bei einer Panne, sondern dass wir selber Fehler erkennen und korrigieren sollen. Es geht um das Programm Jesu, das der Evangelist Markus zu Beginn seines Evangeliums so ausdrückt „Kehrt um, und glaubt an das Evangelium“. Viele Beiträge in diesem Sodalenblatt sind so ausgewählt, dass wir uns als Leser Gedanken machen sollen, ob und wann und wie verhalten wir uns wie die beschriebenen Menschen und, wenn wir einen Fehler erkennen, bei uns überlegen, wie wir uns bessern sollten, könnten, müssten, müssen. Der kleine Vers vom Spieglein an der Wand soll uns zum Fragen, Bessern, Umkehren anregen.(Leitthema für dieses Jahr)

Unser Leitthema für das Jahr 2021



*Spieglein, Spieglein, an der Wand.
Wer ist ohne Fehl in diesem Land?*

*Aus der Bibel ein paar Episoden
Führen uns auf Tatsachenboden:*

*Wenn du sie liest, so denke dran:
Wo und wann jeder fehlen kann.*

*Hast du erkannt, wo's knirscht im Leben,
kannst dir einen Ruck zur Umkehr geben.*

*Sich zu korrigieren fällt nicht schwer,
weil's unterstützt Gott, der Herr.*

*Maria auch um Fürsprach' bitt.
Sie nimmt auch deine Sorgen mit*

*und bringt sie vor des Herren Thron;
unterstützt von Jesus, ihrem Sohn:*

*Kurzum, greif's an und sage „Ja“!
In Gottes Nam' Halleluja!*



*Was verbirgt sich dahinter?
Trifft's mich auch?*

Gott riskiert eine Sündengeschichte



Gerhard Lohfink, geboren 1934 in Frankfurt a. M. studierte nach dem Abitur 1954 zunächst Germanistik und Latinistik und wechselte 1955 zum Studium der Philosophie und Theologie in St. Georgen. Nach dem Abschlussexamen für Philosophie studierte er an der Ludwig-Maximilians-Universität München katholische Theologie, das Abschlussexamen legte er 1960 ab an der Universität St. Georgen und wurde anschließend von Bischof Wilhelm Kempf zum Priester geweiht. Seine ersten Jahre als Kaplan verbrachte er in der Pfarrei St. Ursula in Oberursel. 1963 studierte er in Würzburg weiter und promovierte 1964 und er hielt Vorträge über Erwachsenenbildung und Priesterfortbildung. 1973 wurde Lohfink zum Wissenschaftlichen Rat und Professor für Neues Testament an die Universität Tübingen berufen. 1987 schied er auf eigenen Wunsch aus dem Universitätsdienst aus, um an der Katholischen Integrierten Gemeinde leben und arbeiten zu

können. Seine Forschungsschwerpunkte sind Ekklesiologie und Eschatologie. Viele seiner Bücher wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Die folgenden zwei Artikel stammen aus dem Buch „Braucht Gott die Kirche?“, 1999 im Herderverlag erschienen.

Sechsmal heißt es im Schöpfungsbericht der Priesterschrift: „Und Gott sah, dass es gut war.“ Am Ende, nach der Erschaffung des Menschen, wird dann in einer bewussten Steigerung vom gesamten Schöpfungswerk gesagt: „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut“ (Gen 1,31). (Anm. der Redaktion: Nach der Wegführung der Israeliten in die babylonische Gefangenschaft bildeten sich im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris israelitische Ansiedlungen, auch mit Menschen höherer Bildung, die über religiöse Kenntnisse aus dem Heimatland Judäa verfügten. Zu diesen Menschen gehörten in erster Linie die Priester. Da praktisch die fünf Bücher des Pentateuchs bei der Wegführung in die Gefangenschaft verloren gingen, schrieben diese gelehrten Priester den Inhalt des Pentateuchs „aus dem Kopf“ auf. Diese Schrift erhielt den Namen Priesterschrift und wurde in der nachbabylonischen Zeit zum Teil die Grundlage für den heutigen Pentateuch – auch die fünf Bücher des Mose genannt – vereinigt mit dem Wissen auch der Israeliten, die im Lande Judäa geblieben waren. Zusammen bilden sie die heutigen Bücher des Pentateuchs.)

Dieses Für-gut-Befinden der Schöpfung durch den Schöpfer wird oft ganz unreflektiert auf unsere vorfindbare Welt übertragen: „Die Welt ist gut.“ „Die Erde ist schön.“ So naiv denkt aber die Bibel keineswegs. Der Verfasser der Priesterschrift weiß: Die Welt, in der sich der Mensch vorfindet, ist weder schlichtweg gut noch einfachhin schön. Er stellt deshalb dem Urteil Gottes über seine Schöpfung schon nach wenigen Kapiteln ein zweites Urteil Gottes gegenüber. Hatte es in Gen 1,31 geheißt:

Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut,

so heißt es statt dessen in Gen 6,12:
Gott sah die Erde, und siehe, sie war verdorben.

Es kann gar kein Zweifel bestehen, dass die beiden Sätze aufeinander bezogen sein wollen. Zusammen gelesen besagen sie, dass die Schöpfungsherrlichkeit für den Menschen nur noch gebrochen erfahrbar ist. Die Welt ist nicht mehr so, wie Gott sie bei seiner Schöpfung gesehen hat. Wenn der Mensch die Erde, so wie sie de facto ist, mit den Augen Gottes und nicht durch den Schleier seiner eigenen Ideologien betrachten würde, könnte er nur mit Gen 6,11 f sagen:

Die Erde aber war verdorben vor den Augen Gottes: die Erde war voll von Gewalttat. Und Gott sah die Erde, und siehe, sie war verdorben, denn alles Fleisch auf der Erde lebte verdorben.

Der Text ist durch seine Wiederholungen von schwerem Gewicht: Alle Lebewesen

leben gewalttätig, und rücksichtslose Gewalttat ist die eigentliche Sünde des Menschen. Sie will die Vernichtung des anderen. Sie verdirbt nicht nur das Zusammenleben der Menschen untereinander. Sie verdirbt die Erde, die Gottes gute Schöpfung war.

Wie kam es zu diesem Einbruch des Bösen in die Welt? Die Priesterschrift gibt darauf keine Antwort. Sie erzählt keine Geschichte vom Sündenfall. Sie konstatiert nur, wie die jetzt vorfindbare Menschheit ist: rücksichtslos, die Erde verderbend, sintflutreif.

In diesem Punkt geht der Jahwist, der ältere Erzähler, dessen Geschichtswerk in den fünf Büchern Mose mit der Priesterschrift verflochten ist, ein Stück weiter. Er erzählt in Gen 2,4 b- 4,26, wie die Sünde in die Welt kommt und wie sie sich als Gewalttat weiterzeugt. Es ist freilich wichtig, dass wir seine Erzählung nicht als vergangene Geschichte missverstehen. Die Erzählung von Paradies und Sündenfall, zu der auch noch der Brudermord des Kain gehört, handelt nicht von einem Urstand, den der Mensch verloren hat, erst recht nicht von einem goldenen Zeitalter am Morgen der Geschichte, sondern entwickelt von den Erfahrungen Israels her grundsätzliche Aussagen über die Situation des Menschen. Diese Erfahrungen kommen in Bildern und Symbolen zur Sprache, die in der ganzen Welt verbreitet sind.

Da ist von einem Garten die Rede, von Bäumen, die in ihm wachsen, von einem Strom, der ihn bewässert, von Wächtern, die ihn bewachen, und von einer Schlange, die den Menschen mitten im Garten zum Bösen verführt. Diese

Bilder und Symbole sind keineswegs primitiv, denn auch das Unterbewusstsein des modernen Menschen lässt noch immer all diese Symbole in sich wachsen. Noch weniger darf man sagen, die Bilder und Symbole in Gen 2,4 b- 4, 26 seien naiv, denn sie beschreiben in staunenswerter Genauigkeit die wahre Situation des Menschen. Sie sagen, was der Mensch von Gott her sein könnte und was er in Wahrheit geworden ist.

Sie sagen: Der Mensch könnte der Erde ganz nahe sein. Er könnte in der Welt wie in einem Garten leben. Dieser Garten wäre zwar kein Schlaraffenland. Der Mensch müsste den Garten der Welt „bearbeiten und bewahren“ (2,15). Aber es wäre ein Garten voll Schönheit und Fruchtbarkeit.

Der Mensch könnte zugleich den Tieren ganz nahe sein. So nahe, dass er jedem Tier den richtigen Namen gäbe (2,19 f), das heißt aber, dass er das innerste Wesen eines jeden Tieres begreifen würde.

Der Mensch könnte erst recht dem Menschen ganz nahe sein. So nahe, dass der Mann voller Freude über die Frau sagte: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (2, 23). Der Mensch könnte schließlich Gott ganz nahe sein. So nahe, dass man mit Gen 3,8 in einer letzten Kühnheit sagen dürfte: Gott geht in der Abendkühle im Garten spazieren.

Der Mensch könnte reines Vertrauen sein – Vertrauen zu der Erde, zu den Tieren, zu den Menschen, zu Gott. Der Mensch lebte in der Kraft dieses Vertrauens in einer unendlichen Freigabe, Welt zu bauen und zu gestalten. Alles stände ihm offen. Von allen Bäumen des Gartens der Welt dürfte er essen (2,16).

Aber solche Freiheit des Menschen wäre nur möglich, solange inmitten des Gartens unantastbar jener eine Baum stände, von dem niemand essen darf (2,17). Dieser Baum steht für das Gebot Gottes. Es ist ganz sinnlos zu fragen, welches Gebot damit im einzelnen gemeint ist. Es ist das Gebot schlechthin. Es ist der gute, heilschaffende Wille Gottes. Alles hängt daran, dass dieser Wille Gottes in der Mitte der Welt steht und geachtet wird.

Noch einmal: Was hier in wunderbar einfachen und eindringlichen Bildern geschildert wird, ist kein goldenes Zeitalter der Welt, das irgendwann einmal war, ist aber auch keine bloße Utopie, die man sich erträumt, wenn es Abend wird. Die Schöpfung hätte sich so entwickeln können, wie es die Erzählung vom Paradies schildert. Diese Entwicklung lag als reale Möglichkeit in Gottes Heilswillen beschlossen. Sie war in der Schöpfung angelegt. So wollte Gott die Erde. So wollte er den Menschen.

Die Erzählung von Paradies und Sündenfall sagt aber nicht nur, was der Mensch von Gott her sein könnte, sondern auch, was er geworden ist. Der Mensch missbraucht ständig die Freiheit, die Gott ihm einräumt. Von allen Bäumen der Welt darf er ja essen – er hat unermessliche Möglichkeiten – , nur von dem einen Baum in der Mitte darf er nicht essen. Das heißt: Das Gebot Gottes, den gütigen Willen dessen, der ihm das Leben einräumt, muss er stehen lassen. Hier darf er nichts antasten. Hier muss er vertrauen. Aber gerade das tut der Mensch nicht. Er traut Gott nicht. Er befürchtet, dass ihm etwas entgeht. Er hat Angst, dass ihm etwas vorenthalten wird. Er will

selbst alles sein. Er will sein wie Gott (3,5). Das heißt, er will selbst Herr sein. Und eben das ist die Sünde. Eben das ist der andauernde Sündenfall, der die menschliche Geschichte durchzieht.

Die Folgen sind furchtbar. Dem Menschen gehen zwar die Augen auf, aber was er sieht, ist nichts anderes als seine Nacktheit (3,7). Er hat durch die Sünde keine neuen Möglichkeiten gewonnen, sondern im Gegenteil unendliche Möglichkeiten verspielt. Was Gott in die Schöpfung hineingelegt hat, entfaltet sich nicht, sondern wird vom Menschen pervertiert.

Die Erde, die so schön sein könnte, ist verflucht um des Menschen willen (3,17). Die Tiere, die dem Menschen so nahe sein könnten, bleiben ihm fremd oder feindlich (3,14 f). Die Arbeit, die Mitarbeit an der Schöpfung Gottes sein könnte, wird zur elenden Mühsal (3,17-19). Das Verhältnis von Mann und Frau, das so befreiend sein könnte, wird durch Herrschaft und Tyrannei bestimmt (3,16). Gott, der dem Menschen bergende Nähe sein könnte, wird ihm zum Schrecken. Der Mensch flieht ihn und versteckt sich vor ihm (3,8). Bereits die Erzählung vom Sündenfall zeigt mit unbestechlicher Nüchternheit: Die Sünde stiftet keine Gemeinschaft. Der Mann verrät die Frau in der jämmerlichsten Weise und schiebt ihr alle Schuld zu – ja, er gibt sogar Gott noch die Schuld:

Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben, und da habe ich gegessen. (Gen 3,12)

Die Folgen der Sünde treten freilich erst in der Geschichte von Kain und Abel

voll zutage: Erst dort kommt die Erzählung zu ihrem Abschluss. Kain erschlägt seinen Bruder. Mit diesem Brudermord wird vollends deutlich: Die Sünde untergräbt nicht nur das Verhältnis zwischen Mensch und Gott; sie verwüstet auch das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch. Wer Gott nicht traut, kann nur noch auf sich selbst setzen. Wer aber nur noch auf sich selbst setzt, kann den Bruder neben sich nicht wirklich wollen. Das Nebeneinander wird zur Rivalität, und die Rivalität will den anderen aus der Welt haben.

Die Erzählung vom Sündenfall ist eine „Stammvatergeschichte“. Das heißt: Sie verdichtet in der Figur des Stammvaters, was von all seinen Nachkommen gilt. Diese Einsicht in die Gattung des Textes bedeutet keineswegs eine Verharmlosung der Erzählung. Im Gegenteil! Diese Einsicht macht das Erzählte noch viel furchtbarer. Denn damit ist klar: Es wird kein Einzelfall, kein Einzelgeschehen erzählt, kein bloßer Unfall am Anfang der Menschheitsgeschichte, sondern was immer und überall bei allen Nachkommen Adams und Kains geschieht: der Mensch misstraut Gott, er verweigert sich ihm, er will sein eigener Herr sein – und eben das führe ihn unablässig ins Elend.

Die Bibel erzählt die Geschichte vom Sündenfall unmittelbar nach der Erschaffung der Welt und des Menschen. Mit dieser Verknüpfung provoziert sie eine der schwerwiegendsten Fragen, die es gibt: Warum hat Gott die Welt überhaupt erschaffen, wenn der Mensch ihm von Anfang an misstraut und die Erde zerstört? Wozu eine Welt, die von einer menschlichen Katastrophe in die andere gleitet und in der sich maßloses Elend

anhäuft? Wäre es dann nicht besser, eine solche Welt würde gar nicht erst existieren? Und da es sie nun einmal gibt – muss man nicht weiterfragen, ob der Gott, der eine solche Welt geschaffen haben soll, überhaupt existiert? So ist auch immer wieder gefragt worden: vom Altertum bis heute, von Gläubigen und Atheisten.

Man muss aber sehen, dass die Frage, so gestellt, selbst schon wieder an dem Ur-Misstrauen teilhat, von dem oben die Rede war. Es gibt keinen Standort, von dem aus man unbeteiligt prüfen könnte, ob Gott die Welt gelungen ist. Die weit-aus häufigste Form, in der die Bibel über die Schöpfung redet, ist – nicht aus Zufall – der Lobpreis. Wer sich auf den Boden des Gotteslobes stellt, steht bereits im Vertrauen und gesteht der Schöpfung Sinn zu, indem er anerkennt, dass Gott nicht nur unendlich größer ist und deshalb mehr sieht als der Fragende, sondern dass er gut ist. Das heißt natürlich nicht, dass der Glaube nicht denken dürfte. Er darf sogar zweifeln. Aber eine Antwort wird sein kritisches Fragen erst auf dem Boden des vertrauenden Lobpreises erhalten.

Weshalb riskiert Gott eine Sündengeschichte? Wer anfängt, vom Glauben her über diese Frage nachzudenken, erhält von der Sündenfallerzählung selbst den Ansatz der Antwort zugespielt. An der Stelle der Erzählung, wo Kain merkt, dass das Opfer seines Bruders Abel von Gott angenommen wird, sein eigenes Opfer aber nicht, überläuft es ihn heiß und er senkt seinen Blick zur Erde. Und genau in diesem Augenblick lässt der Erzähler Gott in einer ganz außergewöhnlichen Weise zu Kain sprechen:

Warum überläuft es dich heiß, und warum senkt sich dein Blick? Nicht wahr, wenn du recht tust, darfst du aufblicken; wenn du nicht recht tust, lauert an der Tür die Sünde als Dämon. Auf dich hat er es abgesehen, doch du werde Herr über ihn! (Gen 4,6f)

Diese Gottesrede spricht Kain die Freiheit zu. Er kann wählen zwischen Recht-tun und nicht Recht-tun. Er braucht nicht wie ein Stier den Kopf zu senken. Er kann wieder aufblicken und seinem Bruder ins Angesicht sehen. Es ist ihm möglich, über die Gewalttätigkeit, die vor der Tür lauert, Herr zu werden. Genauso konnten schon Adam und Eva wählen zwischen Gehorsam und Ungehorsam, zwischen Misstrauen und Vertrauen zu Gott. Offenbar ist es dem Jahwisten wichtig, die Freiheit des Menschen herauszustellen.

Wahrscheinlich kann das Risiko, das Gott mit seiner Schöpfung eingeht, nur vom Begriff der Freiheit her verstanden werden. Gott selbst ist ganz frei, und wenn er eine Schöpfung schafft, die ihm im Menschen als „Du“, als Person gegenüber-treten soll, dann muss diese Schöpfung in eine ungeheure Freiheit entlassen sein. Die Freiheit des Menschen ist für Gott so unabdingbar, dass er sich verbirgt, dass er zum *deus absconditus* wird, um den Menschen nicht zu überwältigen. „Das Menschen-geschlecht sollte Gott suchen, ob es ihn ertasten und finden könnte“, sagt Paulus in der Areopagrede (Apg 17,27).

Die Freiheit und Eigenwirklichkeit der Schöpfung bahnt sich bereits in der vormenschlichen Evolution an. Zwar noch nicht als *personale* Freiheit, wohl aber als ein unablässiges Sich-Voran-

tasten, als ein Spielen mit immer neuen Möglichkeiten, als ein ständiges Ausprobieren und wieder Verwerfen. Man darf gerade nicht sagen, die Evolution sei von Gott auf ihr Ziel hin programmiert, denn dann wäre Gott ein schlechter Programmierer. Was die Schöpfung trotz unzähliger Fehlversuche und Nebenwege unaufhaltsam zum Menschen hintreibt und dabei alle Irrwege immer wieder selbst korrigieren lässt, ist kein fertiges Programm, das von Gott in sie hineingelegt wurde, sondern ist das ewige Schöpfungswort Gottes, das die Welt umfängt, sie ganz freilässt und sie doch zu sich hinruft.

Es war ein unvorstellbar langer Weg, der länger als drei Milliarden Jahre gedauert hat – von den ersten Blaualgen, den Cyanobakterien, über die ersten Amphibien, die sich aus dem Meer ans Land wagten, über die ersten Säugetiere bis zum *homo sapiens*. Irgendwann beim Übergang von den Primaten zum Menschen wurden die ersten Werkzeuge verwendet: noch unbearbeitete Steinbeile. Irgendwann, vielleicht als die gemeinsame Jagd immer ausgefeiltere Bewegungsabläufe erforderte, änderten sich Gehirnstrukturen, die größere neuronale Rechenleistungen ermöglichten. Irgendwann verlagerte sich – vielleicht durch einen genetischen „Defekt“ – der Kehlkopf nach unten und erweiterte so die Sprachfähigkeit unserer noch halb tierischen Vorfahren. Irgendwann kam, im Zusammenspiel mit einer differenzierteren Sprache, das erste Sich-selbst-Bewusstwerden und mit dem Sich-selbst-Bewusstwerden wie eine zarte Pflanze die erste Freiheit.

Wir wissen nicht, wann ein Mensch zum ersten Mal in voller Freiheit ja oder nein gesagt hat. Aber irgendwann muss es geschehen sein. Und irgendwann müssen Menschen angefangen haben, das unfassliche Geschenk ihrer Freiheit und ihres Verstehens einzusetzen, um ein höheres Wesen zu preisen – wie immer sie sich dieses höhere Wesen vorgestellt haben.

Irgendwann aber muss der Mensch auch zum ersten Mal seine Vernunft und Freiheit in kalter Berechnung eingesetzt haben, um andere auszubeuten, Schreckensherrschaft aufzurichten und tierischer als jedes Tier zu sein. Der Mensch kann seine Freiheit missbrauchen, und er hat sie bis heute maßlos missbraucht. Aber genau das ist die Bedingung der Möglichkeit menschlicher Freiheit. Gott will ein Gegenüber, das nein sagen kann, eben weil er ein Gegenüber will, das zu einem Ja fähig ist. Ohne Freiheit gäbe es nur Marionetten und Maschinen, aber keine Menschen, die von Vertrauen und Liebe bewegt werden.

Es gibt mehrere jüdische Legenden aus nachbiblischer Zeit, die alle darauf hinauslaufen, dass Gott, bevor er sich endgültig zur Schöpfung entschloss, noch einmal gezögert habe. Eine Fassung dieser Legenden läuft so, dass Gott sich zuerst noch mit der Tora beraten habe, ob er die Welt wirklich schaffen solle. Die Tora äußerte sich skeptisch und gab zu bedenken, dass die Menschen mit Sicherheit sündigen würden. Da wies Gott sie darauf hin, dass er schon längst – vor aller Welterschöpfung – die „Umkehr“ geschaffen habe.

Eine andere Legende erzählt, dass Gott, bevor er mit der Schöpfung begann, das

unermessliche Leid der Welt erblickte, ihre Sünde und das Elend aus der Sünde. Da habe er sich gesagt: Ich kann die Welt nicht schaffen. Dann aber habe er den Glauben Abrahams erblickt und gesprochen: „Siehe, ich habe einen Felsen gefunden, auf dem ich bauen und die Welt gründen kann“.

Eine dritte Legende erzählt, Gott habe die Welt zwar alsbald erschaffen, sie aber im Schwebezustand belassen bis zur Offenbarung der Tora am Sinai. Er habe gesagt: Nimmt Israel die Tora an, dann wird die Welt fort dauern und fest gegründet sein. Nimmt es die Tora nicht an, so werde ich die Welt ins Chaos zurückfallen lassen.

All diese Legenden machen mit der Freiheit Gottes ernst. Sie machen aber ebenso ernst mit der Freiheit des Menschen, die sich in der Umkehr zeigt, im Glauben Abrahams und in der Annahme der Tora durch Israel. Trotzdem ist die Freiheit noch nicht die Sinnspitze dieser drei Legenden. Worum es eigentlich geht, ist etwas anderes: Es gibt nicht nur die Sünde der Welt, nicht nur ihre Schuldgeschichte, nicht nur das Misstrauen und die Bosheit des Menschen – es gibt auch eine Geschichte des Vertrauens und der nicht missbrauchten Freiheit. Es gibt eine Geschichte des Heils, für die Abraham steht. Ja, man muss noch mehr sagen: Es gibt eine Geschichte des Heils, die aus immer neuer Umkehr entspringt – und vielleicht ist es gerade die Möglichkeit, umkehren und wie ein Kind neu anfangen zu können, die unsere Welt in der Waage hält.

Jedenfalls erzählt die Bibel in ihrem ersten Buch nicht nur die Sündenge-

schichte der Menschheit, sondern auch den Beginn der Heilsgeschichte mit Abraham. Ohne auf diese Heilsgeschichte zu blicken und in ihr leben zu wollen, kann niemand sagen, ob die Schöpfung Gottes gelungen sei oder nicht.

Gott will die Erlösung der ganzen Welt

Die Bibel beginnt nicht mit der Erwählung des Gottesvolkes, sondern mit der Erschaffung der Welt. Ihre erste Gestalt ist nicht Abraham, sondern der 'ädäm, der Mensch. Und 'ädäm meint in den ersten Kapiteln der Genesis mehr als einen bestimmten Einzelnen. 'ädäm meint den Menschen überhaupt, meint die Menschheit. Die Bibel beginnt mit der Menschheit.

Diese an sich banale Beobachtung ist theologisch von schwerem Gewicht. Denn damit ist klar: Alles, was die Bibel weiterhin erzählt, ist nicht nur ein Unternehmen zwischen Gott und seinem Volk, sondern zielt auf die Völker, auf die Welt, auf den Kosmos. Es geht um Gott nicht in erster Linie um Israel, sondern um die ganze Welt. Franz Rosenzweig formulierte es so: „Gott hat eben nicht die Religion, sondern die Welt geschaffen.“

So universal die Bibel beginnt, so universal endet sie. Ihr erstes Bild ist die Erschaffung der Welt aus dem Chaos. Ihr letztes großes Bild ist die *neue* Welt Gottes, seine *neue* Schöpfung, in der alle Schöpfung ihr Ziel und ihre Vollendung findet. Dieses letzte Bild der Bibel wird in der Offenbarung des Johannes als prophetische Vision vor uns ausgebreitet, und zwar in Offb 21,1 - 22,5.

Johannes hat seine große Abschlussvision bewusst mit den Anfangskapiteln der Bibel verklammert. Heißt es dort: „Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde“ (Gen 1,1), so heißt es nun: „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen“ (21,1).

Weist Gott zu Beginn seiner Schöpfung das Urmeer, die Verkörperung des Chaos, in seine Grenzen (Gen 1,1-10), so wird am Ende die Chaosflut ganz und gar vernichtet, so dass sie die Welt nie mehr bedrohen kann: „Das Meer existiert nicht mehr“ (21,1).

Wird nach dem Sündenfall der Ackerboden um des Menschen willen verflucht, so dass der Mensch den Boden unter Mühsal bebauen muss, bis er zurückkehrt zu der Erde, von der er genommen ist (Gen 3,17-19), so gilt jetzt: „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Mühsal“ (21,4).

Vor allem aber: Zur Urgeschichte gehört der Versuch der Menschheit, eine Stadt zu erbauen und mit der Stadt einen Turm, der bis zum Himmel reicht. Der Versuch scheitert. Die Stadt wird nicht vollendet, und die Menschen werden über die ganze Erde zerstreut (Gen 11,1-9). Jetzt, am Ende der Bibel, gelinge die Stadt. Sie entsteht nicht aus menschlichem Hochmut, sondern komme als göttlicher Gegenentwurf zu jeder bisherigen Stadt vom Himmel herab (21,2.10). Und diese endzeitliche Stadt zerstreut die Menschen nicht, sondern sammelt sie (21,24).

Johannes sieht die neue Schöpfung Gottes also im Bild der *Stadt*. Natürlich greift er dabei auf prophetische Tradi-

tionen vom endzeitlichen Wiederaufbau Jerusalems zurück, wie sie ihm etwa in Tobit 13,10-18 oder in Jesaja 60 vorgegeben sind. Was ihm vor Augen steht, ist aber nicht nur die Zionstradition, sondern auch die hellenistische Stadt. „Sie war in der Spätantike das progressivste gesellschaftliche Gebilde, Gegenstand bewusster Planung und zukunftsorientierter Entwürfe“. „Stadt“, *polis*, steht in Griechenland geradezu für das, was wir heute „Gesellschaft“ nennen. Aristoteles, der den Begriff der „Gesellschaft“ als erster ausdrücklich formuliert hat, sagt für Gesellschaft: *politike koinonia* – „Verband der *polis*“.

Dass die Stadt das antike Bild für Gesellschaft ist, muss für Johannes bei der Schilderung seiner letzten Vision eine wichtige Rolle gespielt haben. Die endzeitliche Neuschöpfung Gottes, von der er in bewusstem Rückbezug auf die Urgeschichte der Welt und der Menschheit redet, erscheint ihm als „Stadt“ und nicht als „Garten“, obwohl – wie wir noch sehen werden – das Paradiesesmotiv in seinem Bild der Stadt nicht fehlt. Die erlöste Schöpfung ist für ihn „neue Gesellschaft“, in der es „Begegnung, Versammlung und allseitige Kommunikation“ gibt.

Mit ihrem quadratischen Grundriss (21,16) und ihrer als Achse angelegten Hauptstraße (21,21), entspricht die Neue Stadt den großen Stadtplanungen des Hellenismus. Und dennoch sprengt sie alle Vorstellungen einer antiken Stadt. Denn ihr Durchmesser beträgt 12 000 Stadien, das sind nahezu 2 400 km. Die Stadt hat also die Ausdehnung der damaligen zivilisierten Welt rund um das Mittelmeer. Das neue Jerusalem ist

nicht nur Weltstadt, diese Stadt ist die Welt. Das zeigt sich auch darin, dass ihre Höhe ebenfalls 2400 km beträgt (21,16). Johannes hat dabei sicher nicht an einen Kubus gedacht. Er will einfach sagen: Die Neue Stadt ist auch die Stadt auf dem Berg. Sie hat kosmische Dimension. Sie reicht bis in den Himmel und verbindet so Himmel und Erde.

Ihre Stadtmauer hat nach allen vier Seiten hin je drei Tore, und von diesen zwölf Toren wird ausdrücklich gesagt, dass sie niemals geschlossen werden (21, 25). Die Stadtmauer aus Diamant grenzt zwar ab gegen alles Böse und Unreine (21,27), soll aber zugleich die Transparenz und die weltweite Öffnung der Stadt veranschaulichen. Denn mit dem Bild der geöffneten Tore ist ein anderes Bild verknüpft, das in der Tradition der nachexilischen Propheten einen wichtigen Platz hat: das Bild von der Völkerwallfahrt zum Jerusalem der Endzeit. In Jesaja 60, 1-11 erscheint es in der folgenden Form:

*Auf, werde licht (Jerusalem),
denn es kommt dein Licht,
und die Herrlichkeit des Herrn
geht leuchtend auf über dir.
Denn siehe, Finsternis bedeckt
die Erde und Dunkel die Völker.
Doch über dir strahlt der Herr auf,
und seine Herrlichkeit erscheint über dir.
Völker wandern zu deinem Licht
und Könige zum Glanz deines Aufgangs.
(...)
Der Reichtum des Meeres strömt dir zu,
die Schätze der Völker kommen zu dir.
(...)
Deine Tore bleiben immer geöffnet,
sie werden bei Tag und bei Nacht*

*nicht geschlossen,
damit man den Reichtum der Völker
zu dir hineintragen kann.*

Zum Motivkomplex der Völkerwallfahrt gehöre, dass die Nationen, angezogen von dem Licht, das vom Zion ausgeht, nach Jerusalem strömen, um dort die Sozialordnung Gottes zu lernen und sie dann zu Hause zu leben (Micha 4,1-5). Zum Schema der Völkerwallfahrt gehört aber auch, dass die Heiden ihre Schätze als Weihegeschenke im Jerusalemer Tempel niederlegen. Diese Motivzusammenhänge werden von Johannes in seine Darstellung eingebracht. In deutlicher Anlehnung an Jes 60,1-11 sagt er, dass die Völker der Erde im Licht der Neuen Stadt leben, und dass die Könige der Welt ihre Kostbarkeiten in die Stadt bringen (21,24-26).

So wird deutlich: Die Neue Stadt ist international. Sie ist keine Sonderwelt und keine geschlossene Gesellschaft. Sie grenzt nichts von dem aus, was es bei den Völkern an Gutem, an Gelungenem und Schönem gibt, sondern zieht es ständig an. Sie versammelt in sich alle Kostbarkeiten der Erde. Sie ist gefügt aus dem Stoff der Welt. Gerade in diesem Zusammenhang erreicht die Beschreibung der Stadt ihre größte Ausführlichkeit. Johannes kann sich nicht genug daran tun, die Materialien aufzuzählen, mit denen die Stadt geschmückt ist: Perlen, Gold, Kristallglas, Edelstein. Auch die Edelsteine werden differenziert: Diamant, Saphir, Chaledon, Smaragd, Sardonyx, Karneol, Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyazinth, Amethyst (21,19 f). Die Stadt blitzt und strahlt in allen Farben.

Zu der Aufzählung der bloßen Materialien tritt aber noch ein anderes Bild hinzu, das alles vom Personalen her vertieft: das Bild der Braut. Die Neue Stadt ist „bereit wie eine Braut, die sich für ihren Bräutigam geschmückt hat“ (21,2). Damit leuchtet das Bild der Hochzeit auf und mit der Hochzeit das Fest. Die neue Gesellschaft, die Gott will, ist nicht dürftig und erst recht nicht schäbig. Sie hat eine hohe Kultur. Sie steht in ständiger Kommunikation. Sie ist reines Fest.

Zu einem Fest aber gehört, dass der eherne Takt der Zeit relativiert ist. Bei einem wirklichen Fest vergisst man die Zeit und fragt auch nicht nach ihr. Man lebt wenigstens für einige Stunden so, als würde das Fest nie mehr enden. Auch diese Erfahrung ist in Offb 21,1-22,5 angesprochen: Während im Schöpfungsbericht der Genesis das Chaos vor allem dadurch gebändigt wird, dass das Licht erschaffen und vom Dunkel geschieden wird und dass Sonne und Mond zur Unterscheidung von Tag und Nacht bestimmt werden – dass also sozusagen die Zeit erschaffen wird, gibt es in der Neuen Stadt weder Sonne noch Mond, „denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm“ (21,23). Das heißt aber: Es gibt nicht mehr die kosmischen Rhythmen, die Zeit schaffen. Das Fest der Neuen Stadt kennt keine Zeit mehr. Die Zeit hört auf.

Ähnlich radikal ist das Verhältnis zwischen Stadt und Natur gedacht. Die Stadt liegt nicht in der Natur, sondern die Natur ist in die Stadt integriert. Erst nachdem die Stadt als völlig symmetrischer und in durchdachter Schön-

heit angelegter Bau geschildert ist, wird überhaupt von der Natur gesprochen (22,1-2). Das heißt: Nicht in einer endzeitlich erneuerten Natur entstehe die neue Gesellschaft, sondern genau umgekehrt: Innerhalb der Neuen Stadt entsteht das Paradies neu – und zwar im Vergleich zum Anfang der Bibel in gesteigerter Form: Denn aus dem Baum des Lebens, der im Paradies in der Mitte des Gartens stand (Gen 2,9), ist jetzt – unter Rückgriff auf Ezechiel 47,7. 12 – eine lange Reihe von Bäumen geworden. Sie stehen an beiden Seiten des Stromes, der durch die Stadt fließt. Die Bäume werden von dem Strom getränkt und sind von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Die Natur ist also inmitten erlöster Gesellschaft. Nur weil die Gesellschaft heil geworden ist, ist auch die Natur unversehrt und heil und kann ihrerseits heilen: „Die Blätter der Bäume dienen der Heilung der Völker“ (22,2).

Wesentlich für die Neue Stadt ist schließlich, dass es in ihr keinen Tempel mehr gibt. Das ist gegenüber allen älteren Zionstraditionen eine unerhörte Aussage. Bis dahin war der Tempel stets die Mitte des endzeitlichen Jerusalem gewesen. Das Buch Ezechiel hatte den Tempel der Endzeit auf vielen Seiten und bis in die kleinsten Details geschildert: seine Tore und Höfe, seine Nebengebäude, die Räume für die Priester, die Opferküchen, den Altar, das Allerheiligste, die Tempelquelle. Über die heilige Stadt selbst waren am Ende des Buches nur wenige Zeilen angefügt (Ez 48,30-35).

Ganz anders Johannes: Er schildert keinen Tempel, sondern die Stadt. Sie braucht keinen Tempel mehr, weil Gott

selbst in ihrer Mitte wohnt. „Gott, der Allherrscher, und das Lamm sind ihr Tempel“ (21,22). Hörte man im Paradies nur die Schritte Gottes und seine Stimme (Gen 3,8-10), so gilt jetzt:

Sie werden sein Angesicht schauen, und sein Name ist auf ihre Stirn geschrieben. Nacht wird es nicht mehr geben. Sie brauchen weder das Licht einer Lampe noch das Licht der Sonne. Denn der Herr, ihr Gott, wird über ihnen leuchten, und sie werden herrschen in die Ewigkeiten der Ewigkeit. (Offb 22,4-5)

Damit endet die Vision. Sie schildert die Vollendung der Schöpfung. Sie schildert sie als neue Gesellschaft. Die letzte Zukunft der Welt ist nicht die Katastrophe, ist auch nicht das Paradies des Anfangs, sondern eine neue Gesellschaft – ganz von Gott geschenkt.

Die Vision zeigt: Es geht Gott nicht nur um ein einziges Volk, sondern um alle Völker. Es geht ihm nicht nur um den je Einzelnen, sondern um die Gesellschaft. Es geht ihm nicht nur um die Seele, sondern auch um die Materie, um die Kultur, um die Geschichte, um den ganzen Stoff der Welt. Alles ist eingeholt in das Fest der neuen Schöpfung.

Zwar redet die Schlussvision der Johannesoffenbarung keiner „Allversöhnung“ das Wort. Das ganze Buch weiß von der Macht des Bösen, von dem hartnäckigen Widerstand gegen den Plan Gottes, von Menschen und Mächten, die sich selbst an die Stelle Gottes setzen und damit Möglichkeiten der Schöpfung verhindern, und es weiß auch von der Notwendigkeit der Scheidung und des Gerichts.

Aber vielleicht zeigen die Gerichtsvisionen, die in der Johannesoffenbarung unübersehbar sind, noch mehr als alle Visionen des Heils, dass es Gott um die Erlösung und Heilung der ganzen Welt geht. Er lässt sich seine Schöpfung nicht entreißen, er kämpft um sie, er will sie retten. Die Gerichtsschilderungen wollen warnen. Sie wollen zeigen, was der Welt mit Sicherheit Verderben bringt.

Gott will die Erlösung der ganzen Welt. Aber auf welche Weise kann diese Erlösung gelingen? Wir haben bis jetzt ein entscheidendes Merkmal der Neuen Stadt außer acht gelassen: In der Beschreibung der Stadt spielt die Zahl „zwölf“ eine außerordentliche Rolle. So hat die Mauer der Stadt zwölf Grundsteine, auf denen die Namen der zwölf Apostel stehen (21,14), und sie hat zwölf Tore und auf den Toren zwölf Engel. Auf die Tore sind Namen geschrieben: „die Namen der zwölf Stämme der Söhne Israels“ (21,12).

Johannes macht mit dem überfließenden Gebrauch der Zwölfzahl deutlich: Die Stadt ist nichts anderes als das wiederhergestellte Zwölfstämmevolk, das Gottesvolk in seiner endzeitlichen Vollendung. Damit aber ist klar: So universal die endzeitliche Stadt, die neue Gesellschaft Gottes auch ist, ihr Kommen ist kein Geschehen, das sich jederzeit und überall vollzieht; es ist an einen konkreten Ort und eine konkrete Zeit gebunden: an das Zwölfstämmevolk und seine Geschichte. Diese Bindung ist heute für viele ein kaum überwindbares Ärgernis. (Um dieses Ärgernis geht es in den beiden folgenden Kapiteln oben erwähnten Buches. Der Red.)

Dr. Heinrich Dickerhoff: Die Parabel vom Turmbau zu Babel

(Die nun folgende Parabel vom Turmbau zu Babel, entnommen dem Buch „Biblische Lebenskunde“, Echter-Verlag, 1986, stammt von Dr. Heinrich Dickerhoff, 1953 in Essen geboren, 1972 bis 1978 Studium der Katholischen Theologie, Geschichte und Judaistik in Münster; seit 1978 in der Heimvolkshochschule Kardinal von Galen in Stapelfeld bei Cloppenburg verantwortlich für den Bereich der theologischen Erwachsenenbildung; 1982 Promotion in Münster. In seinem späteren Leben verlegte er den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Ausdeutung von Märchen bezüglich dem Welt- und Sozialverständnis).



Wenn das Leben, wie die Bibel sagt, seinen guten Grund hat, wenn Gott es „in Ordnung“ gewollt hat – woher kommen dann Unordnung, Zerstörung des Lebens, bodenlose Schlechtigkeit? Kann es sein, dass die Menschen den guten Grund unter ihren Füßen verloren haben, weil sie sich falsche Ziele setzten? Davon sprechen die biblischen „Sündenfall“-Erzählungen.

„Sündenfall“-Erzählungen: Der Fall des Menschen wird aufgerollt

Wie die Erzählungen von der Erschaffung von Mensch, Erde und Lebensordnung gehören auch die Geschichten von der Bedrohung und Zerstörung der

guten Lebensgrundlage durch den Menschen zu den „Urgeschichten“, die nicht vergangene, sondern grundlegende Lebenssituationen beschreiben. Der „Sündenfall“ ist kein einmaliges Erlebnis des Urmenschen Adam, sondern ein immer neues Versagen der Menschheit, deren Bild Adam ist. Und die Bibel erzählt nicht nur eine, sondern mindestens vier „Sündenfall“-Geschichten.

Da ist zunächst die bekannte Erzählung vom Verlust des Paradieses (Gen 3), des erfüllten Lebens: Die Schlange überredet die Frau, diese den Mann, die verbotene Frucht vom Baum der Erkenntnis zu essen. Ihr Ziel und ihre Sünde ist, wie Gott sein zu wollen. Doch dieses Ziel wird nicht nur nicht erreicht, die Menschen sind nach dem Versuch weniger als vorher. Sie sind nackt, schutz-

los, hilflos sich selbst ausgeliefert. Der einzige Schutz, den sich die angeblich allwissenden Menschen verschaffen, sind Feigenblätter, die nicht vor Temperaturschwankungen und kaum vor Blicken schützen und zudem nicht selten stachelig sind. (Gott selbst, so wird etwas später erzählt, macht ihnen dann Kleider aus Fell, gibt ihnen eine Überlebenschance). Von Gott nach ihrem Tun gefragt, schiebt der Mann die Verantwortung auf seine Frau, diese zeigt auf die Schlange; die Folge ist, dass für Mensch wie Schlange das Leben zum Fluch wird. (Nach alter jüdischer Auslegung ist dies die entscheidende Sünde der Menschen. Denn warum hat Gott, der Barmherzige, die Übertretung des Gebotes nicht verziehen? Weil niemand um Vergebung bat, sondern jeder die Verantwortung auf den anderen schob. Und abgestrittene Schuld kann nicht vergeben, bewältigt werden.) Damit die Menschen nicht auch noch durch den Griff nach dem erst recht verbotenen Lebensbaum das Leben völlig zerstören und in Unordnung bringen, werden sie aus dem Paradies gewiesen. Der Sinn dieser Erzählung ist nicht, Leid und Unglück als Folge menschlichen Fehlverhaltens festzuschreiben und gar als gottgewollt hinzustellen und so zu legitimieren, sondern sie will enträtseln, warum trotz der Güte Gottes das Leben so voller Fluch ist. Nicht um eine blinde Gehorsamsprobe geht es, sondern um die Zerstörung und Gefahr, die Menschen über sich selbst bringen, wenn sie sein wollen wie Gott.

Eine zweite Sündenfallgeschichte ist die von den Brüdern Kain und Abel. Als Kain seinen Bruder erschlägt, fällt eine

weitere Grenze, die Leben unantastbar machen sollte. Der Preis der neuen Macht: Heimatlosigkeit und Verlorenheit in der Welt.

Einen dritten Fall beschreiben einige dunkle Sätze, die erzählen, wie sich Göttersöhne und Menschentöchter verbinden. Wieder wird eine Grenze überschritten mit der Folge, dass nicht mehr Freiheit entsteht, sondern Möglichkeiten verlorengehen; dass Gottes Geist nicht im Menschen bleibt und das Leben an Fülle verliert.

(Erklärender Text aus dem Internet – Google: In der biblischen Urgeschichte bietet Gen 6, 1-4 einen fremdartig anmutenden Text. Die Göttersöhne fühlen sich von den Menschenfrauen angezogen und verkehren mit ihnen sexuell [Gen.2]: Das Ergebnis dieser Verbindungen ist ein motivgeschichtlich immer noch rätselhaftes Helden-geschlecht [Gen 6.4]. Interessant ist vor allem die Reaktion JHWHs in Gen 6,3: Er begrenzt die Lebenszeit des Menschen auf 120 Jahre. Doch steht dieser Vers für sich allein, den JHWH spielt in dem Text ansonsten keine Rolle. Sieht man von diesem Vers ab, werden die Göttersöhne hier offenbar als himmlische Wesen gedacht, die unabhängig von JHWH agieren, den er greift weder in das Geschehen ein noch sanktioniert er die Tat der Göttersöhne. Gerade das sorgt für große Unsicherheit in der Datierung von Gen 6, 1 – 4: Handelt es sich um eine sehr alte von den Vorstellungen des kanaanäischen Polytheismus geprägte mythische Überlieferung [die von einem Verfasser der Urgeschichte eingefügt wurde] oder bereits um Engel-

vorstellungen aus (spät-) nachexilischer Zeit (z.B. im Zusammenhang mit dem Engelsturz im „Buch der Wächter“ im 1. Henochbuch, einer altäthiopischer Bibel, die zu den apokryphen Schriften zählt.)(Bedeutsam ist hier, dass diese „Ursündengeschichte“ nur der Vollständigkeit halber erwähnt ist, aber für die weitere Absicht des Verfassers Heinrich Dickerhoff ohne Bedeutung ist. – die Redaktion).

Ein letzter Versuch, das Unheil in der Welt zu enträtseln, ist schließlich die Erzählung vom Turmbau zu Babel, über die wir ausführlicher nachdenken wollen.

Bitte lesen Sie jetzt Gen 11, 1 – 9 [der Turmbau zu Babel]

Die Erzählung ist bekannt, zumindest das Bild vom Turmbau, doch ihre Pointe wird vermutlich meist missverstanden. Mit dem Wort „damals“ wird bereits angegeben, dass es eine Geschichte vor und außerhalb aller Zeit ist, eine Geschichte, die verlorene Möglichkeiten beklagt und zugleich einlädt zur Frage: „Und heute...?“. „Damals“ also hatte alle Welt eine Sprache, gleiche Worte, gleiches Denken, lebte im Einverständnis. Aus dem Osten – der Richtung des Sonnenaufgangs, des Lebensanfangs, des Paradieses – bewegen sich die Menschen weg zur Ebene Sinear, der uralten Kulturlandschaft Mesopotamien. Dort versuchten Menschen seit frühester Zeit, die Natur und das Leben in den Griff zu bekommen. Dort siedeln sich unsere Menschen an. Miteinander fassen sie einen Beschluss.

„Wohlan“, sagen sie und bringen so ihre Schaffenskraft zum Ausdruck, „auf geht's“, „packen wir's an!“ Erster Ausdruck ihrer Energie und Voraussetzung aller Weiterentwicklung ist die revolutionäre Erfindung von Ziegel und Mörtel. Im steinarmen Land wird so erst der Bau von Häusern, von festen, sicheren, freilich auch unbeweglichen Lebensräumen möglich. Menschlicher Geist überwindet natürliche Grenzen und eröffnet neue Möglichkeiten. Der Lehmziegel und das Ziegelhaus sind die Alternative zum Zelt des Heimatlosen, zum Steinpalast des Herrschers und zur Hütte der Elenden.

Diese Erfindung und die damit verbundenen neuen Möglichkeiten werden sofort konsequent genutzt; in einem neuen Anlauf zur Lebensgestaltung wird der Bau einer Stadt beschlossen. Zumindest wir heutigen Haus- und Stadtbewohner werden darin keine gefährliche Entwicklung sehen, und auch der Text selbst bringt keinerlei Kritik an diesem Vorhaben zum Ausdruck. Vielmehr lässt der Erzähler mitten im Satz, ohne jede Vorwarnung, das menschliche Planen und Tun umschlagen in krassen Größenwahn: „Lasst uns eine Stadt bauen...und einen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel reicht! Das ist ein verrücktes Unternehmen selbst für uns im Zeitalter der Hochhäuser und Wolkenkratzer. Wozu soll dieser Turm gut sein? Nichts mehr klingt an von den religiösen Gründen, aus denen die historischen babylonischen Stufenpyramiden und Tempeltürme erbaut wurden, Symbole der Sehnsucht nach der Nähe des Himmels. Dieser Turm zu Babel wird aus ganz „aufgeklärten“ Gründen ge-

baut: um sich einen Namen zu machen und nicht zerstreut zu werden in alle Länder.

Der Name ist für Menschen früherer Zeit nichts Beliebigen oder Modischen, sondern er drückt das Wesen des Namensträgers aus, zumindest die für diesen Menschen erhoffte Lebensperspektive. Jemanden beim Namen zu rufen bedeutet, ihn in ganz bestimmter Weise zu beanspruchen. Wer sich selbst seinen Namen macht, der will sich nicht beanspruchen lassen, der wählt seine Lebensziele selbst, der will sich behaupten durch eigene Macht. Und er verdreht damit nicht nur den Sinn und das Wesen des Namens, der doch immer von anderen zugesprochen wird und in die Gemeinschaft der Mitmenschen eingliedert, er verdreht damit auch Sinn und Wesen des Lebens. Hier zielen die Menschen nicht mehr auf die Möglichkeit, einander anzusprechen, hier tönt nur noch lautes Selbstbewusstsein – und dahinter auch schon die Angst, zerstreut zu werden, die Mitte zu verlieren, nicht mehr zu wissen, wo man hingehört. Darum vertraut man den selbstgemachten Sicherheitssystemen, den Türmen, ihrem Sinn und ihrer Sicherheit.

Wurde die Geschichte bislang aus der menschlichen Sicht begleitet, so wechselt nun die Perspektive. Die Bewegung geht nicht mehr von unten nach oben, sondern von oben nach unten, vom Himmel zur Erde. Die Antwort auf den gefährlichen Aufstieg der Menschen ist der Abstieg Gottes. Und hier liegt der entscheidende Punkt für das rechte Verständnis der Erzählung. Denn es geht ihr nicht um einen Gott, der aus Neid,

Misstrauen oder Angst um Seine Macht die Menschen klein machen will. Dieses Missverständnis kann gerade bei den „aufgeklärten“ Lesern entstehen, die „wissen“, dass Gott nicht im Himmel, sondern überall ist und alles sieht und die deshalb überlesen, was hier geschrieben steht und was für den Aufbau und das Verständnis der Parabel ganz entscheidend ist: „Da fuhr der Herr herab, sich die Stadt zu besehen und den Turm, den die Menschen gebaut“. Gott muss herabfahren, um die Stadt und vor allem den Turm zu sehen. Das ist nicht naiv, das ist ironisch. Um den Turm bis zum Himmel – oder was die Menschen dafür halten – auch nur erkennen zu können, muss Gott herabfahren aus Seinem Himmel, Seiner Unfassbarkeit. Selbst der von den Turmbauern erreichte Gipfel menschlicher Macht, das Größte, was Menschen zu leisten vermögen, ist nichts vor Gott; Er muss sich unendlich herabgeben, klein machen, menschliche Maßstäbe gelten lassen, um den Riesenturm bis zum Himmel als Größe wahrzunehmen, als Problem zu erkennen.

Dieser Turm, so sagt die Erzählung, ist keine Bedrohung für den wahren Gott; und doch spricht Besorgnis aus Seinen Worten. Der einhellige Drang der Menschen nach oben ist bedrohlich schon in seinen Anfängen. Nichts soll unmöglich, unantastbar, menschlicher Machbarkeit entzogen sein, weder der Himmel oder was Menschen dafür halten, noch die Erde und was auf ihr lebt. Ungeheure Gefahr geht aus von diesem menschlichen Planen. Aber diese Gefahr bedroht nicht den aus Seiner Unfassbarkeit herabgestiegenen Gott; Seine Besorgnis

gilt nicht der eigenen Sicherheit, wie das (im nächsten Vers noch einmal wiederholte) Herabfahren deutlich macht. Gott muss sich Sorgen machen um die Menschen. Denn wenn ihnen nichts mehr unmöglich ist auf ihrer Welt, wird das Glück für sie bedeuten oder nicht eher unendliches Unglück?

Wie schätzen wir mit den gigantischen Möglichkeiten unserer Zeit dies ein? Gottes Reaktion in der Turmbau-Parabel ist jedenfalls Sorge und als deren Folge eine nochmalige Annäherung an die Menschen. Gottes Beschluss: „Wohl-an, lasst uns herabfahren...“ ist nicht nur eine Parodie auf den mit den gleichen Worten begonnenen Aufstieg der Turmbauer; es ist ein Hinweis darauf, dass Gottes Energie wirksam wird als Weg zum Menschen.

Dieser nochmalige Abstieg Gottes führt zur Zerstörung der Einheit, zur Sprachverwirrung. Keiner versteht mehr den anderen, die Menschen werden zerstreut trotz der selbstgesetzten Ziele, trotz der selbstentworfenen Mitte ihres Lebens; der Turm bleibt sinnlos stehen. Menschlicher Hochmut und Größenwahn und die dahinterstehende Angst haben erneut katastrophale Folgen, wie im Garten Eden, wie im Konflikt der Brüder Kain und Abel. Aber wieder ist die Reaktion Gottes nicht Rache oder Strafe als vielmehr Schutz der Menschen vor den eigenen Möglichkeiten. Den Himmel Gottes werden Menschen aus eigener Kraft nicht erreichen. Aber was werden sie sich antun, wenn ihnen auf der Erde nichts mehr unmöglich, undenkbar, unantastbar scheint? Mit dieser traurigen Zusammenfassung endet die Parabel. Die Menschen wollten

sich einen Namen machen und nicht zerstreut werden; doch der Name, den sie erhalten, ist „Verwirrung“.

Hintergründe

Diese kurze, geschliffene Erzählung, voll Skepsis und nicht ohne bittere Ironie gegenüber menschlicher Selbstherrlichkeit, stammt wohl auch von dem uns schon bekannten „Jahwisten“, jenem Schreiber aus den großen Tagen des Reiches Israel unter König Salomo. Freilich war er nicht der erste, der vom Himmelssturm der Menschen oder vom Riesenturm aus Babel erzählte. Ursprünglich mag der Geschichte eine (falsche) Worterklärung zugrunde gelegen haben. Den richtigen Namen Babels, Bab-Ilu, d.h. „Pforte Gottes“, deuteten Hebräer nach einem ähnlichen Wort ihrer Sprache als „Verwirrung“. Aber eine unterhaltsame Anekdote über die Ursprünge der schon zur Zeit des Jahwisten uralten und hochberühmten, aber auch sagenhaften und fernen Stadt Babylon ist diese Turmbau-Parabel nicht mehr. Auch eine andere Vorgeschichte könnte die Erzählung gehabt haben, wie sie ähnlich bei vielen Völkern, auch bei Griechen oder Germanen, überliefert wurde: dass nämlich die Riesen der Vorzeit den Himmel zu stürmen und die Götter zu stürzen suchten, aber von diesen in verzweifelter Notwehr zurückgeschlagen wurden. Aber in der Geschichte des Jahwisten wird dieses Verständnis ausgeschlossen. So kühn und gewaltig Plan und Karriere der Menschen beginnen, sie selbst wollen sich nicht bewusst an die Stelle Gottes setzen, Er kommt in ihren Über-

legungen gar nicht vor. Und andererseits wird die unendliche Überlegenheit und Erhabenheit Gottes ganz klar ausgemalt. Die Menschen sind nicht Bedrohung für Gott „an sich“, sondern für sich selbst in ihrer Maßlosigkeit und dadurch Bedrohung für den Seine Schöpfung liebenden Gott. Der Gott Israels ist weder so ängstlich noch so missgünstig, dass Er die Menschen klein zu machen suchte, um Seine Herrschaft zu behalten; er ist der leidenschaftlich um Seine Menschen besorgte Gott, der uns dann ganz ausdrücklich in Wort und Werk der Propheten begegnet.

Die geschichtliche Situation des Jahwisten haben wir schon betrachtet – es ist die Blütezeit Israels, das jetzt nach oben strebt und sich einen Namen gemacht hat. Die alte Stadt Jerusalem wird gewaltig ausgebaut, ein Herrschaftszentrum, wie es sich für eine Großmacht und für einen Großkönig gehört, in der Mitte der Tempel Jahwes als Zeichen der Größe Israels und Salomos und als Garant ihrer Sicherheit. Vielleicht hat der Jahwist bei der Rede vom Turmbau an den Tempelbau gedacht, so wie er bei der Schilderung der Unterdrückung der Israeliten durch den Pharao in Ägypten zugleich die Unterdrückung des Volkes durch den eigenen König im eigenen Land meint. Nach allem, was wir seinen Schriften entnehmen können, ist der Jahwist noch nicht über die klug formulierte Warnung zum offenen Widerspruch übergegangen – das taten jedoch schon sehr bald die Propheten –, aber mit ihm beginnt der lange Streit um die Frage nach den wirklichen Lebenszielen des Gottesvolkes. Er dauert bis heute.

Einheit, Aufstieg, Sprachverwirrung

Im Wissen um Pointe und geschichtlichen Hintergrund der Parabel vom Turmbau können wir jetzt noch einmal nach einigen Schlüsselbegriffen fragen. Einheit ist die Voraussetzung, Aufstieg das Ziel, Sprachverwirrung die Folge. Einheit bedeutet in unserer Geschichte „eine Sprache“. Damit ist sicher nicht nur der Gebrauch gleicher Grammatik und Vokabeln gemeint, sondern mehr noch die Einheit im Denken. Alle reden mit einer Stimme, alle denken einheitlich. Auf den ersten Blick scheint das ein sehr erstrebenswerter Zustand. Aber hinterfragen wir einmal unbedachte Sehnsucht nach Einheit, nach Harmonie. Einheit und Einheitlichkeit kann ja auch „Uniformität“ bedeuten. Wo alle gleich reden und denken, uniform und uniformiert, da kann es eigentlich nicht mit rechten Dingen zugehen. In unserer deutschen Geschichte wurde zum letzten Mal so einheitlich gesprochen und laut gedacht unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. „Ein Reich, ein Volk, ein Führer!“ Und im östlichen Deutschland und in vielen anderen Staaten regieren (bzw. regierten) Einheitsparteien auf eine Weise, die nicht wünschenswert erscheint. Einheit unter Menschen, um die nicht gerungen wird, der nicht das Bemühen um wirkliches Verständnis des anderen vorausgeht, solche Einheit ist sehr verdächtig. Einheit, die einfach behauptet, verordnet, vorausgesetzt wird, konzentriert alle Kraft auf ein Ziel, ohne dass das Ziel selbst noch kritisch befragt werden kann. Unsere jüngste deutsche

Vergangenheit ist entsetzliches Beispiel dafür, dass dann nichts mehr unmöglich ist, dass auch das Undenkbare geschieht und das Unantastbare bedenkenlos aufs Spiel gesetzt, gar bewusst zerstört wird.

Das Ziel der einen Menschheit ist in der Parabel der Turm bis zum Himmel. Der Turm ist Ausdruck des Willens, alles zu erreichen, sich unendlich groß zu machen, selbst Mitte und Maß zu setzen. Das Interesse richtet sich nicht mehr auf das Leben der Erde, sondern auf die Anmaßung des Himmels. Nicht mehr das Miteinander, sondern das Mehr ist zum Leitziel geworden. Menschen wollen nicht sein oder werden, was sie sind, sondern mehr. Darum können sie nicht mehr ja sagen zum Leben, können nicht im Einverständnis mit sich und erst recht nicht mit anderen leben.

Allein das hätte, so können wir vermuten, auf Dauer die Sprache verwirrt, spätestens dann, wenn zu klären wäre, wer denn auf welcher Stufe des Turms und des Lebens zu stehen habe. Aber unsere Geschichte erzählt von einer anderen Sprachverwirrung, die das Werk und die Wirkung Gottes ist, erreicht durch Sein Herabfahren, Seinen Abstieg. Diese Sprachverwirrung ist kein bössartiger Anschlag auf die Einheit der Menschen, sie geschieht vielmehr in einer Turmbau-Welt gerade dort, wo Gottes Solidarität, Gottes Mitgefühl, Gottes Abstieg zu den Menschen sich auswirkt. In Israel geschah dies vor allem durch die Propheten. Ihr Auftreten ist durchaus zu verstehen als „Sprachverwirrung“, als Widerspruch gegen das politische und religiöse Einheits- und Sicherheitsbewusstsein Israels, gegen

den Traum von der eigenen überragenden Bedeutung. Und auch Jesus wurde verstanden als Zeichen des Widerspruchs, und bis heute sind Menschen, die solidarisch leben als Bild und Werkzeug des absteigenden, solidarischen Gottes, verwirrend und ein Widerspruch und Ärgernis in einer Menschheit, die an das Turmbau-Gesetz von Aufstieg und Selbstbehauptung als Lebenssinn und Lebensziel glaubt. Solche Sprachverwirrung ist also nicht nur Gericht und Katastrophe, sie ist zugleich auch Segen für eine Welt, die geschlossen und einhellig falschen Zielen nachläuft. Im Widerspruch gegen den Glauben an Turm und Aufstieg, im Auftrag des absteigenden und um das Leben besorgten Gottes Israels wurden und werden Menschen zum Segen. So folgt in der Geschichtsdarstellung des Jahwisten auf die Urgeschichte, die mit dem Scheitern des Lebensentwurfes von ungefragter Einheit und Turmbau endet und in der sich das immer wiederkehrende Muster der Geschichte spiegelt, ein neuer, segensreicher Anfang: In einem zweiten Anlauf zum Heil einer zerstörten Welt ruft Gott aus der zerstreuten Menschheit einen, Abraham, nimmt ihn heraus aus allem Sicherheitsdenken und aus seiner Heimat, gibt ihm einen neuen Namen und eine neue Hoffnung und macht ihn und die mit ihm beginnende Gegengeschichte zum Segen für alle Völker.

Eine neutestamentliche Gegengeschichte

Mehr als tausend Jahre später schreibt ein frühchristlicher Denker, den wir Lukas nennen, eine Gegengeschichte. Es

ist die Pfingstgeschichte, die Geschichte vom Aufbruch der Kirche. In ihr werden die Verrücktheiten der Turmbauwelt zurechtgerückt, richtiggestellt. Die Ausgangssituation: nicht selbstbewusste Menschen des Anfangs, sondern eine kleine, verängstigte Schar; nicht neue Ideen und große Pläne, sondern verschlossene, verriegelte Türen; kein Drang nach oben, nach Größe, nach Triumph, nach selbstgemachtem Namen und wohlverdientem Ansehen, sondern unerwartet, ungeplant und unverdient ein „Einfall von oben“. Gottes Geist kommt herab wie Feuer und verwandelt die, die von Gott gerufen und angesehen sind. Und die Folge solchen Ansehens: Die Begeisterten brechen auf aus ihrer Verslossenheit, zerstreuen sich freiwillig unter die Völker, die am Ort des Geschehens versammelt sind. Viele werden aufgezählt, unterschiedliche Namen, Sprachen und Lebensgeschichten. Und dann geschieht das Wunder: Nicht trügerische Einheit der Sprache, die umschlägt in Nicht-Verstehen und Sprachverwirrung, sondern Mitmenschen unterschiedlichster Herkunft und Sprache, mit unterschiedlicher Lebensgeschichte und unterschiedlichen Erwartungen beginnen einander zu verstehen – und hören doch nicht auf, sie selbst zu sein, ihre eigene Sprache zu sprechen. Wo nicht die Ursünde des Griffs nach der Macht über andere und über das Leben, nach dem Himmel und dem Unverfügbaren die Ziele des Miteinanders bestimmt, sondern die „von oben“ geschenkte Zuwendung Gottes, da werden Menschen frei vom Zwang, nach oben kommen zu müssen, über anderen zu stehen, für

andere zum Herrgott zu werden. Sie gehen aufeinander zu und verstehen sich als unterschiedliche Menschen. Die Propheten von der Zeit Salomos an bis heute begegnen den Turmbauten mit notwendigem Widerspruch. Aber in der Kirche bricht, so sieht es Lukas, eine neue Möglichkeit des Verstehens an, nicht wieder in Einheit der Sprache und des Denkens, nicht durch neue Uniformität der Menschen oder Eintönigkeit des Lebens, sondern in einem neuen Miteinander aus der Kraft der Herabkunft, der Zuwendung, der Gnade Gottes. Sie befreit uns vom Aberglauben, wir müssten „sein wie Gott“, um einen Namen, eine Mitte zu haben. Denn wir sind längst beim Namen gerufen, die Mitte ist nicht der selbstfabrizierte Turm, sondern das herabgekommene Feuer im Herzen. Das Ziel ist nicht der Himmel droben, sondern das wirkliche Miteinander, das wahre Einverständnis, die Einheit, die den Himmel schon unten beginnen lässt.

Lehren

Gott gab den Menschen ein Ziel und einen Auftrag: die Erde zu hüten und zu bebauen, das Leben zu achten und die Möglichkeiten des Lebens zu entwickeln. Doch die Menschen geben sich selbst neue Aufgaben und Ziele. Die Erde, das Menschsein reicht ihnen nicht mehr; beherrscht von einem „Gotteskomplex“ wollen sie den Turm bis zum Himmel, die große Macht, den selbst-erworbenen großen Namen. Wo dies geschieht, damals wie heute, im Großen wie im Kleinen, ist die Folge nicht Sicherheit, sondern Verwirrung, Gefähr-

dung, Scheitern. Die Lehre der Turmbauerzählung: Plane nicht deinen Weg nach oben, in den Himmel, an die Stelle Gottes. Der Griff nach dem Unantastbaren, die maßlose Anmaßung unendlicher Macht, der tödliche Schlag gegen den Bruder geben uns nur für einen kurzen Augenblick die Illusion von Größe und Bedeutung, von Sinn. Tatsächlich werden wir aber nur unsere Nacktheit spüren, geht der Friede verloren, stehen wir sprach- und verständnislos um die Ruinen unserer Lebensentwürfe.

Du bist nicht Gott!, so lehrt die Turmbauerzählung. Und wenn du versuchst, die Stelle Gottes einzunehmen, wird dein Leben nicht göttlich, sondern menschenunwürdig und unmenschlich.

Also:

Verwechsele nicht Macht mit Leben!

Lebensziele

Wir haben einen Auftrag für unser Leben, das Miteinander, wir haben einen Weg, den wir gehen sollen, das Zueinander. Doch oft setzen wir uns andere Ziele, den Turm. Immer wieder wollen wir nach "oben", wollen über anderen stehen, aus Angst, sonst nicht bestehen zu können. Wer glaubt, er muss den Himmel verdienen, wer glaubt, erst die Macht und das Mehr geben dem Leben Sinn, der wird sich und anderen zum Fluch. Wer frei ist, an die Erde zu denken, weil er weiß, der Himmel wird geschenkt, der kann zum Segen werden.

Zwischen Jesus und Judas – der Abendmahlsbericht des Lukas

(Die nun folgende Parabel „Zwischen Jesus und Judas – der Abendmahlsbericht des Lukas“, entnommen seinem Buch „Biblische Lebenskunde“, Echter-Verlag, 1986, stammt von Dr. Heinrich Dickerhoff, 1953 in Essen geboren, 1972 bis 1978 Studium der Katholischen Theologie, Geschichte und Judaistik in Münster; seit 1978 in der Heimvolkshochschule Kardinal von Galen in Stapelfeld bei Cloppenburg verantwortlich für den Bereich der theologischen Erwachsenenbildung; 1982 Promotion in



Münster. In seinem späteren Leben verlegte er den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Ausdeutung von Märchen bezüglich dem Welt- und Sozialverständnis)

Das neue Leben, die wiedergefundene Brüderlichkeit, die „Herrschaft Gottes“, die nicht Überhöhung, sondern Aufhebung der Herrschaft des Menschen über den Menschen ist, dies alles hat Jesus nicht nur gelehrt, sondern gelebt. Und seine Jünger, die Kirche, uns hat er berufen, dieses neue Leben über seinen Tod hinaus und so seine Auferstehung bezeugend weiterzuführen, es aller Welt im Gedächtnis zu halten. Wo wir diesem

Auftrag nicht gerecht werden, wo man uns nicht die neue Brüderlichkeit ansieht, sondern die alten Machtgelüste und Herrschaftsansprüche, da begegnet Kirche nicht als der „Leib Christi“, die Gestalt Christi unserer Zeit, da hat sie die Züge des Judas, des Jüngers, der den Herrn verrät und verkauft aus eigenem Interesse. Christus oder Judas – als Christen müssen wir uns immer wieder fragen lassen, welche Züge unser Leben hat.

Auftrag, Gefährdung und Verheißung derer, die bei Jesus in die Schule gehen wollen, hat Lukas zusammengefasst in seinem Abendmahlsbericht, seinem Entwurf der „Gründung“ und „Schöpfung“ der Kirche. Auch in dieser Gründungs-, Schöpfungs- und Ursprungserzählung geht es weniger um die „Stunde Null“ als vielmehr um die bleibende Grundstruktur der Kirche, die Spannung, in der sie von Anfang an und bis heute lebt.

Der historische Hintergrund

Bevor wir uns den lukanischen Abendmahlsbericht genauer ansehen, wollen wir kurz zurückfragen nach dem geschichtlichen Hintergrund des Abendmahls. Denn während die Verkündigungsszene zur historisch schwer fassbaren Vorgeschichte gehört, in der wir theologische Deutung und geschichtliche Erinnerung kaum voneinander trennen können, während das Gleichnis vom Vater und seinen zwei Söhnen überliefert wird als von Jesus erdachte Parabel, hält der Abendmahlsbericht mehr die Erinnerung an eine bestimmte geschichtliche Situation

fest, obwohl auch er sehr stark und mit klaren theologischen Interessen gestaltet wurde. So viel ist wohl historisch sicher: Die Wirkung Jesu ging nicht allein von seinen Worten aus, sondern vor allem von seinen Taten, die häufig als Wunder beschrieben werden, oft aber auch als demonstrative Verbrüderung mit den Ausgestoßenen und Verlorenen, wenn er sich mit ihnen zu Tisch setzte. So zeigte er, was der Beginn der Gotesherrschaft ist: Menschen, die kaputt und verachtet waren, erleben, dass sie heil werden und Freundschaft erfahren. Und in ihrer körperlichen, seelischen und gesellschaftlichen Heilung, in der Freundlichkeit, die ihnen in Jesus begegnet, erfahren sie das Heil und die Menschenfreundlichkeit Gottes. Doch Jesus musste, als er begann, die Herrschaft Gottes zu leben, das Misstrauen der religiösen wie politischen Autoritäten erwecken. Deshalb war es lebensgefährlich, sich ins Machtzentrum der jüdischen wie römischen Autorität vorzuwagen. Jesus muss sein Ende klar vor Augen gehabt haben. In dieser Situation feiert er mit seinen engsten Schülern und Freunden das Passahfest, das uralte Fest der Befreiung Israels aus der Herrschaft Pharaos, die Grunderfahrung alttestamentlich-jüdischen Gottesglaubens. Aber er gestaltet dieses überlieferte Fest um, bringt sich und sein Leben ein in die Freiheitsgeschichte Gottes mit den Menschen. Das Brot, das er zerbricht, den Wein, den er austeilt, deutet er voraus als Zeichen für seine Hingabe. Und er gibt mit diesem Zeichen den Jüngern zugleich den Auftrag, sein Leben fortzusetzen. Dies Mahl mit den Zwölfen, die stellvertretend stehen für

die zwölf Stämme Israels, für eine neue brüderliche Familie Gottes, ist deutlich unterschieden von den Freundschaftsmählern mit den Verachteten und Ausgestoßenen. Alle Berichte, ob bei Paulus oder Markus, Matthäus oder Lukas, lassen klar den feierlichen Ernst der Stunde erkennen. Jesus setzt ein Zeichen, das nicht vergessen werden darf.

Noch in der folgenden Nacht wurde er festgenommen und dann zum Kreuzestod verurteilt. Dabei hat einer aus dem engsten Freundeskreis, Judas, den Aufenthaltsort Jesu an die jüdische Polizei verraten. Genauere Einzelheiten geben die Berichte nicht wieder, schon gar nicht die Motive des Judas, über die immer wieder viel spekuliert worden ist. Handelte er aus reiner Gewinnsucht? Aus enttäuschter Liebe? Wollte er Jesus durch die Konfrontation mit den herrschenden Mächten dazu zwingen, seine Macht als messianischer Befreier einzusetzen? Die Überlieferung gibt keine Antwort; heutige Antwortversuche sind Spekulationen.

Wie Brot, wie Wein

Aber wenden wir uns jetzt dem Text des Abendmahlsberichtes zu, wie Lukas ihn überliefert.

Bitte lesen Sie Lk 22, 14-20.

Die Stunde ist gekommen. So beginnt Lukas seine Erzählung. Er braucht den Zeitpunkt nicht weiter zu beschreiben; es ist die entscheidende, die wichtige Stunde, die Stunde, die Christen für alle Zeiten im Gedächtnis bleiben muss. Jesus ist umgeben von den Jüngern; Lu-

kas nennt sie die Apostel. Jesus ist im Kreis derer, die sich für ihn entschieden haben. Aus seinen Worten wird deutlich, wie wichtig ihm dieses Zusammensein, dieses Mahl, dieses Zeichen ist. Jesus wird nicht mehr so mit seinen Freunden zusammen sein, bis das, was in diesem Mahl angedeutet wird, Wirklichkeit wird, eben „Reich Gottes“. Wie es Brauch ist beim Passahmahl, nimmt er den Kelch mit Wein, spricht das Dankgebet und reicht ihn seinen Jüngern. Das gleiche geschieht mit dem Brot. Das Brot ist mein Leib, sagt er. Wir dürfen diese Formulierungen nicht so verstehen, als werde hier Leib und Geist oder Fleisch und Seele unterschieden. Dies ist mein Leib bedeutet: Dies bin ich, meine ganze Person. Ich gebe mich ganz und gar hin für euch. Daran sollt ihr euch erinnern. Nach dem Mahl nimmt er noch einmal den Kelch und deutet ihn als Zeichen eines neuen Bundes, einer neuen Gemeinschaft mit Gott und einer neuen Gemeinschaft der Menschen untereinander. Das Blut steht hier für das Leben. Darum war und ist bis heute frommen Juden der Genuss des Blutes untersagt; im Blut hat man damals das Leben, die Seele, die Lebenskraft gesehen. Alles Leben, alle Lebenskraft aber gehört Gott und muss wieder in Seine Erde zurückkommen, während das leblose, ausgeblutete Tier vom Menschen verzehrt werden darf. Das Blut ist die Seele, die Lebenskraft Jesu. Wenn Jesus sich nun gibt mit Leib und Blut, so heißt das: Er gibt sich mit Leib und Seele, er gibt sich ganz und ohne Vorbehalte hin. Und für Lukas gibt es keinen Zweifel daran, dass Jesus dies in der Vollmacht und im Auftrag und an der Stelle Gottes

tut, dass seine Hingabe zeigt, wie Gott dem Menschen begegnet.

Aber es lohnt sich auch weiter zu fragen. Warum nimmt Jesus die Zeichen Brot und Wein? Als Zeichen für sich. Als Gottes Zeichen. Es kann hilfreich sein, einmal alle theologischen Deutungen zunächst aus dem Kopf zu verbannen und seine Sinne sprechen zu lassen. Vielleicht ein Stück Brot und ein Glas Wein wirklich zu betrachten und zu schmecken. Denn diese Zeichen sind nicht austauschbar und nicht beliebig. Jesus wählt nicht Milch und Honig, auch nicht Feuer und Schwert, nicht Gold und nicht Edelstein als Zeichen für sich und seinen Vater; er wählt Brot und Wein. Was bedeutet Brot? Brot ist etwas ganz Alltägliches, ist – damals noch mehr als heute – das Grundnahrungsmittel. Brot hat – wenn es nicht zu Hungerkatastrophen kommt – jeder und braucht jeder, jeden Tag. Ohne Brot kann man nicht leben. Eine zweite Beobachtung: Brot wächst nicht einfach, und es ist auch nicht einfach zu machen. Es besteht aus der Vorgabe der Natur, dem Korn, dem Geschenk, aber auch aus der menschlichen Arbeit und Initiative, denn viel Fleiß und viele Ideen führen vom Korn auf dem Halm zum fertigen Brot. Und schließlich eine letzte Beobachtung: Brot kann man – zumindest vor der Erfindung der Tiefkühltruhe – nicht horten, nicht aufbewahren. Wer ein schönes, ofenfrisches Brot vor sich hat, und es für sich allein haben will und es einsperrt in den Tresor für spätere Zeiten, der wird eine böse Überraschung erleben – das Brot wird schlecht. Brot, frisches Brot, muss man teilen. Wer einmal in einer Runde gegessen hat und ein Brot in der Hand hielt, der wird das erlebt haben.

Schauen wir auf den Wein: Der *Wein* ist etwas für die schönen Stunden, die festlichen Gelegenheiten; er gehört nicht zum Alltag, sondern zum Feiertag. Wein lässt das Leben zum Fest werden, ist Grund zur Freude. Aber so wie das Brot ist er Gabe und Ergebnis, und so wie das Brot gehört in aller Regel zum Wein, dass man ihn gemeinsam trinkt, im Kreis der Freunde, beim Fest.

Und nun können wir leicht die theologischen Schlußfolgerungen ziehen: Was bedeutet es, dass Jesus sich und seinen Vater zeigt mit Brot und Wein, nicht mit Milch und Honig, nicht mit Feuer oder Gold? Wird hier nicht von Jesus und durch ihn von Gott gesagt, dass Gott etwas Alltägliches ist, eine Lebensgrundlage? Wie Brot, nicht wie Gold, das nicht jeder hat und das der, der es hat, versteckt und für sich behalten will. Und dass er ist wie Wein, kein Wermutstropfen im schönen Leben, sondern ein wirklicher Grund zur Freude. Und es wird wiederum gezeigt, wie schon in der Verkündigungsszene, dass Jesus und Gott ein Geschenk sind, aber ein Geschenk, das erst fruchtbar wird durch die Mitarbeit des Menschen. Und schließlich: Gott kann man nicht für sich allein haben wollen; man kann ihn mitteilen, gemeinsam suchen oder verlieren.

Der Verrat

Jesus in Brot und Wein, Gott wie Brot und Wein. Damit wird nicht nur eine theologische Aussage gemacht, damit wird auch denen ein Auftrag gegeben, die sich im Gedächtnis an Jesus und an seinen Gott und Vater um Brot und Wein versammeln. Auch sie müssen sein wie Brot

und Wein, alltägliche Lebensgrundlage füreinander und auch Grund zur Freude, lebend in der Spannung der Berufung, zwischen Beschenktsein und Verantwortung, ihr Leben brüderlich teilend.

Aber die Welt ist nicht heil und die Menschen keine Engel. Schon im engsten Freundeskreis Jesu gibt es Verrat und Untreue, gibt es Judas. Und immer, in jedem von uns, zu jeder Zeit der Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ist Judas gegenwärtig, wo Menschen versuchen, Christus Gestalt annehmen zu lassen. Auch Judas ist eine Verhaltensweise und nicht nur eine Person. Dies hat gerade der Evangelist Lukas sehr deutlich gezeigt. Wahrscheinlich steht jedem, wenn er an das Abendmahl denkt, die berühmte Verratsszene vor Augen: Jesus spricht den Verräter an, die Jünger sind entsetzt, der Verräter wird dann „enttarnt“ – Judas verlässt den Raum. Lukas versteht sich jedoch nicht als historischer Berichterstatter, er hat Wichtigeres mitzuteilen, und so geht er sehr frei mit der Überlieferung um.

Bitte lesen Sie Lk 22, 21-30.

Die Weiterführung des Abendmahlsberichts durch Lukas ist eigenartig, der unvorbereitete Leser oder Hörer ist befremdet. Da wird erwartungsgemäß das Thema Verrat angeschnitten, aber dann ist keine Rede mehr von Judas. Stattdessen folgt, scheinbar zusammenhanglos, eine Erzählung über einen Rangstreit zwischen den Jüngern, eine Erzählung, die auch andere Evangelisten überliefern, freilich keineswegs im Rahmen der Ereignisse dieses letzten Abendmahls. Und hier passt dieser Text ja auch gar

nicht, unterbricht er den logischen Fortgang der Dinge, stört unsere Erwartung, die auf Judas gerichtet ist. Wie konnte denn Lukas, den viele doch für den besten Schriftsteller des Neuen Testaments, wenn nicht der ganzen .Bibel halten, eine solche stilistische wie gedankliche Panne passieren?

Lange habe ich mich das gefragt, bis mir schließlich aufging, warum Lukas eine so unpassende Fortsetzung wählt. Ich glaube, er hat hier sehr bewusst Worte gewählt, die uns nicht passen. Wie angenehm ist es, die Aufmerksamkeit auf Judas zu richten, auf den Verräter im Jahre 30. Wir können den dramatischen Augenblick seiner Entlarvung genießen. Schon ist Judas draußen – und wir können guten Gewissens am Tisch des Herrn bleiben, wir haben ihn schließlich nicht verraten und verkauft. Aber selbst wenn wir Judas nicht verurteilen wollen, wenn wir vielleicht Sympathie für ihn zeigen, ihm gar noch edle Motive unterstellen – über die Schuld des anderen nachzudenken, ist allemal besser als nach dem eigenen Versagen gefragt zu werden. Und mir scheint, genau dies wollte Lukas verhindern. Er streicht den Judas an dieser Stelle. Sorgt euch nicht um den Verrat von damals, sagt er seinen Zuhörern wie uns heutigen Lesern (Zur Erinnerung: Lukas schreibt sein Evangelium etwa in den Jahren 80 bis 90 n. Ch., also rund 10 Jahre und mehr nach dem Untergang Jerusalems durch die Römer. Die Redaktion), wenn er unsere Erwartungen enttäuscht; sorgt euch um den fortgesetzten Verrat Jesu durch seine Jünger. Denn der wirkliche Verrat, der fortdauernde Skandal ist der Rangstreit derer, die sich auf Jesus berufen.

Rufen wir uns noch einmal die von Lukas so verfremdete Szene ins Gedächtnis zurück. Der Verräter sitzt mit am Tisch, sagt Jesus. Und da fragt niemand sich, da fragt jeder den anderen, wer denn wohl dieser Verräter sei. Und sogleich beginnt der Verrat. Brot und Wein sind kaum verteilt, der Kelch der Hingabe steht noch auf dem Tisch, da streiten die Freunde Jesu, wer hier der Größte sei. Vergesst den einmaligen Verrat des Judas. Gebt acht, ob ihr nicht täglich in der Gefahr seid, Christus heute zu verraten. Uns, den Christen, der Kirche lässt Jesus, lässt Lukas, auch nicht die Ausrede, dass es ohne oben und unten, ohne Herren und Diener, ohne Wissende und Unwissende, ohne Macht- und Befehlshaber auf der einen und Gehorsame auf der anderen Seite nicht geht. So ist es gewiss im alten Leben, sagt Jesus, die Könige herrschen über ihre Völker, die Mächtigen lassen sich Wohltäter nennen – und diese deutsche Übersetzung klingt harmloser als die Worte gemeint sind. Die Herrscher unterdrücken die Masse der Menschen, die Macht haben verlangen, dass man ihre Herrschaft noch als Dienst und Wohltat anerkennt. So war es damals; nicht viel hat sich bis heute daran geändert. Dann kommt der Satz, der aller „Verweltlichung“ der Kirche und der Christen widerspricht, der jeden Rückfall in das alte Leben verwehrt: Bei euch aber soll es nicht so sein. Der Größte unter euch soll werden wie der Kleinste und der Führende soll werden wie der Dienende. Denn Jesus selbst war wie ein Dienender, und das bedeutete nicht, dass er seine herausgehobene, besonders verantwortungsvolle Stelle als Dienst interpretiert hätte; er

ist am tiefsten hinabgestiegen in den Dreck und das Elend. Wo der Blick auf die Großen gerichtet ist, nicht auf die Kleinen, da wird deshalb Jesus verraten. Hier geht es um mehr als um 30 Silberlinge, hier geht es um die neue „Struktur“, die neue Gestalt, das brüderliche Zusammenleben der Gemeinde Jesu, die aller Welt ein Zeichen sein soll für das neue Leben in der Nähe Gottes. Seit den Tagen des Lukas hat dieser Text gewiss nicht an kritischer Schärfe verloren. Er befragt die Kirche, ihre Strukturen und ihre Sprache, die oft so verräterisch und väterlich und herrschaftlich ist. Er befragt aber auch jeden einzelnen, hinterfragt jeden Christen in seinem Lebensstil, hinterfragt seinen Ehrgeiz, sein Konkurrenzdenken, jede Art von Überheblichkeit. Wer will da noch von Judas reden? Der eigene Verrat sollte uns genug beschäftigen.

Wir warteten auf die Entlarvung des Judas, und stehen nun selbst entlarvt da, zumindest vor uns selbst. Aber Lukas ist kein Rigorist, kein Puritaner; er macht deutlich, dass die Menschenfreundlichkeit Gottes an unserer Schwäche nicht scheitert. Er lässt uns nicht beschämt und voller Selbstzweifel zurück. Lukas fügt ein weiteres Wort Jesu an die Jünger an: In all meinen Prüfungen habt ihr bei mir ausgeharrt, darum vermache ich euch das Reich, wie es mein Vater mir vermacht hat. Und dieser Satz ist ebenso wichtig wie die Entlarvung unseres Verrates. Auch wenn unsere Gestalt niemals das getreue Spiegelbild der Gestalt Christi ist, auch wenn wir sowohl in unserem Einzelleben wie in der Gemeinschaft der Kirche einander und der „Welt“ immer wieder auch die Züge des

Judas zeigen, so ist doch allen, die ausharren, die mit vielleicht kleiner Kraft, aber mit langem Atem die Erinnerung an das neue Leben wachhalten, das Erreichen dieses Ziels aus der Kraft Gottes zugesagt, die Gemeinschaft mit Ihm am Ziel allen Lebens. Darum brauchen wir Christen bei aller ständigen Herausforderung durch die gefährliche Erinnerung an Jesus und seinen Lebensstil doch nicht überfordert zu resignieren oder erneut in ein Verdienst- und Konkurrenzdenken zurückzufallen.

Lehren

Bis heute teilen Christen zum Gedächtnis an Jesus und seine Hingabe Brot und Wein miteinander. Brot und Wein sind, so sagt die Tradition der Kirche, nicht austauschbare Symbole, sondern „wirksame Zeichen“; auch an ihrer äußeren Gestalt und Erscheinung kann man die „innere“ Gnade ablesen, die Mitteilung, die Christus uns durch sie macht. Jesus, den wir als den Christus, den Sohn Gottes, bekennen, zeigt nicht nur seine Hingabe mit diesen Zeichen, er zeigt auch die Hingabe Gottes. Und er verpflichtet seine Jünger für alle Zeiten darauf, als der „Leib Christi“, als seine Gestalt in dieser Zeit zu sein wie Brot und Wein. Nicht die goldenen Worte oder die eisernen Prinzipien sind das Kennzeichen der Kirche, sondern das alltägliche, geduldige, immer neu geschenkte Brot. Und nicht die bittere Medizin für eine leichtfertige Welt soll sie sein, sondern ein „Kelch des Heils“, ein Zeichen der Lebensfreude und der Versöhnung, der wie der Wein des Menschen Herz erfreut. Und dies könnten konkrete Lehren für uns sein:

1. So wie Brot und Wein nicht vom Himmel fallen und nicht einfach aus dem Boden wachsen, so fällt auch das neue Leben nicht einfach vom Himmel, wächst nicht von selbst. Der Sohn ist uns geschenkt, und der Geist ist uns gegeben, aber Christus wird nur dann Gestalt annehmen, nur dann gegenwärtig sein in unserer Welt, wenn du dich wandeln lässt, wenn du deinen Einsatz, deine Phantasie einbringst in den Leib Christi.

2. Liebe das Brot, das Alltägliche, die kleinen Augenblicke. Nicht die mit Gold und Edelstein besetzte Monstranz gibt dem Brot seinen Wert, sondern das unscheinbare Brot, in dem doch das Leben ist, gibt erst der Monstranz ihren Sinn und ihren tieferen Wert. Achte nicht zu sehr auf die großen Augenblicke, die Sternstunden, die herausragenden Taten. Erwarte nicht zu wenig von den kleinen Dingen, den alltäglichen Vorgängen. So wie man lernen kann, wieder das Brot zu schmecken, so kann man auch lernen, wieder am Alltag Geschmack zu finden. Im Brot, im Alltäglichen, im Vertrauten, das doch lebensnotwendig ist, ist Gott gegenwärtig, beginnt das neue Leben.

3. Versuche für einige Menschen wie Brot zu sein. Frag dich nur, ob es Menschen gibt, für die du immer verfügbar bist. Die sich darauf verlassen und verlassen können, dass du da bist, die sonst nicht wissen, wovon sie leben sollen. Die dich trotzdem nicht als „Goldstück“ empfinden, als etwas Außergewöhnliches, als etwas, um das man kämpfen muss, sondern als selbstverständlichen Bestandteil ihres Lebens.

4. Lerne das Leben zu feiern. Der Wein, der Feiertag, der Sabbat – sie gehören zum Leben. Die Dankbarkeit für das tägliche Brot und die Dankbarkeit für den nicht alltäglichen Wein sind nicht gegensätzliche Haltungen, sie gehören zusammen. Das Leben ist gegenwärtig im alltäglichen Brot wie im kostbaren Wein, den wir beim Fest miteinander teilen, auch in der Lebensfreude ist Gott, in überschäumendem Jubel wie in der ehrfürchtigen Erinnerung. überlege dir, was du feierst in deinem Leben, was für dich die Feiertage sind; nicht die staatlichen oder kirchlichen allein, sondern die ganz persönlichen. Sind sie dir ein Zeichen Christi? Der besonderen Nähe Gottes? Und für wie viel Menschen bist du Wein und nicht abgestandenes Wasser oder bitterer Wermut? Was

kannst du tun, dass sich mehr Menschen deiner Umgebung dieses Lebens freuen?
5. Achte auf Judas in dir. Achte darauf, wann und für wen du die Züge des Judas trägst; bei welchen Gelegenheiten du zurückfällst in den Rangstreit und größer sein willst als andere. Versuche dagegen anzugehen. Versuche jeden Tag neu, den „älteren Bruder“ in dir zu besiegen. Das bedeutet „ausharren“ als Christ, das Gedächtnis und die Hoffnung durchhalten. So bist du, mit dem Judas in dir, ins neue Leben berufen.

6. Überlege, was du dazu tun kannst, dass die ganze Gemeinschaft der Kirche andern erscheint als die Gestalt Christi, als sein Leib und Leben heute, dass sie ist wie Brot und Wein, dass sie das Gedächtnis Jesu nicht am Altar verkündet und im Alltag verrät.

„Kleine Sünderlein“



Alfred Schilling, 1923 in Köln geboren. Theologische, assyriologische, ägyptologische Studien in Bonn und Münster. Schul- und Universitätsdienst in Essen und Bochum. Zuletzt Pfarrer im Bistum Limburg. 1975 Dr. theol. H.c. der Universität Tübingen. Autor zahlreicher, vor allem liturgischer Veröffentlichungen (Orationen, Fürbitten, Eucharistiegebete). Lebt (oder lebte) im Ruhestand im Odenwald. Eines seiner Bücher trägt den Titel „Geschichten Jesu – weiter erzählt“ und ist als Herder-Taschenbuch erschienen. Der folgende Artikel „Kleine Sünderlein“ ist diesem Buch entnommen.

Lukas 15,1-7:

Alle Zöllner und Sünder kamen zu Jesus, um ihn zu hören. Die Pharisäer und die Schriftgelehrten empörten sich darüber und sagten: Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen.

Da erzählte er ihnen eine Geschichte und sagte: Wenn einer von euch hundert Schafe hat und eins davon verliert, lässt er dann nicht die neunundneunzig in der Steppe zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern, und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren.

Ob Sie es glauben oder nicht: Eine der größten Entdeckungen auf dem Gebiet der Bibelwissenschaft in unserer Zeit ist einer entlaufenen Ziege zu verdanken. Als vor ziemlich genau 40 Jahren ein Beduinenjunge seine Schafe und Ziegen zählte, die er im kargen Gelände am Nordwestufer des Toten Meeres zu hüten hatte, da fehlte ihm eine Ziege. Auf der Suche nach dem vermissten Tier stieß er dann im felsigen Abhang der Wüste Juda auf jene berühmt gewordene Höhle von Qumran mit ihren Tonkrügen und – darin verborgen – etlichen auf Lederrollen geschriebenen Texten aus der Zeit Jesu. Die Archäologen haben das Gebiet von Qumran dann jahrelang untersucht und zusammen mit den Beduinen noch

Tausende von Handschriftenfragmenten gefunden – die Reste einer großen Bibliothek, meist hebräisch geschriebene biblische und nichtbiblische Texte; und heute, 40 Jahre später, ist noch längst nicht alles veröffentlicht und erforscht. Der junge Muhammad adh-Dhib, das heißt Mohammed, der Wolf, ist mit seinem für einen Schaf- und Ziegenhirten vielleicht nicht ganz passenden Namen damals weltbekannt geworden. Von seiner weggelaufenen Ziege habe ich aber nie gelesen, ob er sie nun wiedergefunden hat oder nicht – sicher angesichts dessen, was er damals gefunden hat, ein für die Reporter und auch für die Wissenschaftler, die über die Funde berichteten, ganz unerheblicher Umstand. Ganz anders freilich in der Geschichte Jesu vom verlorenen Schaf. Nicht schon das Suchen, sondern das Wiederfinden, ist der Höhepunkt der Geschichte. Das Wiederfinden löst hellen Jubel aus, nicht nur beim Hirten selbst, sondern auch bei seinen Freunden und Nachbarn – ja, nicht nur im irdischen Umfeld, sondern sogar im Himmel, das heißt bei Gott. Das laute Jubilieren und der Aufruf zur Fröhlichkeit – „Freut euch mit mir!“ – stehen in seltsamem, aber bei Jesus wohl gezieltem Kontrast zu den sauertöpfischen Mienen seiner Zuhörer. Es heißt je nach Übersetzung: Die frommen Pharisäer und die gelehrten Schriftausleger „empörten sich“ oder „waren ärgerlich“ darüber, dass Jesus bewusst Kontakt zu den Gescheiterten hielt. Ganz wörtlich heißt das griechische Wort: Sie murrten und knurrten – und Jesus erzählt ihnen eine Geschichte, in der am Schluss alle fröhlich sind! Die Gescheiterten, die Jesus im Gegensatz zu seinen gescheiterten Kritikern, nie-

mals abgeschrieben hat, heißen in der Bibelsprache „Sünder“. So bezeichnete man damals Leute, die entweder einen unmoralischen Lebenswandel führten oder einen unehrenhaften Beruf ausübten. An der Spitze der zuletzt Genannten rangierten die „Zöllner“. Das ist wiederum Bibeljargon. Gemeint sind keineswegs brave Leute wie unsere heutigen Zollbeamten, sondern die oft im Dienste der römischen Besatzungsmacht stehenden, aber stets auch kräftig in die eigene Tasche wirtschaftenden skrupellosen Steuereintreiber und Zollpächter. Typisch ist, dass der damalige Sprachgebrauch „Steuereintreiber und Diebe“, „Zöllner und Räuber“ oder, wie in unserem Text, „Zöllner und Sünder“ meist in einem Atemzug nennt. In der jüdischen Überlieferung findet sich sogar der Satz: „Für Hirten, Steuereintreiber und Zollpächter ist Buße und Umkehr schwierig“ (Babylonischer Talmud, BQ 946). Das heißt, dass die Zahl der von ihnen Bestohlenen und Betrogenen in der Regel viel zu groß sei, als dass ein reumütig Umkehrender sich noch an alle Fälle und Namen zu erinnern und so wirksame Wiedergutmachung überhaupt zu leisten vermöchte. Interessanterweise werden bei den verachteten Berufen auch die Hirten genannt. Sie standen nicht nur im Verdacht, sondern waren erfahrungsgemäß auch meist diebisch und unehrlich. So trieben sie nicht nur das ihnen anvertraute Vieh oft auf fremde Weide, sondern waren auch nicht kleinlich, wenn sie den Erlös für Wolle, Milch oder Jungtiere für sich behielten. Die Welt der Hirten war also keineswegs die Idylle, die wir so gerne mit den Hirten auf Betlehems Fluren oder mit dem Bild des Guten Hirten im

Johannesevangelium verbinden. Glauben Sie nun wirklich, dass es ein purer Zufall war, wenn Jesus den an seine Liebe zu den Gestrauchelten Anstoß Nehmenden in seiner Geschichte ausgerechnet einen Hirten unter die Nase hält? Es war ebenso wenig ein Zufall, wie angesichts der miesepetrigen Frommen auch die Pointe der Geschichte bei Jesus gewiss kein Zufall war: Menschen, die sich herzlich freuen können, und dazu auch noch ein Gott, der sich freut, statt finster zu schauen und den Menschen zu drohen. Warum müssen gerade fromme Leute oft so griesgrämig, so mürrisch und so finster sein?

So gesehen möchte wohl auch einem modernen Menschen die Geschichte Jesu eigentlich ganz gut gefallen – wenn, ja, wenn da nicht noch etwas anderes wäre. Da ist ja doch von einer Sorte Menschen die Rede, die auch von Jesus „Sünder“ genannt werden. Aus dem bisher Gesagten dürfte uns hinreichend klargestellt worden sein, dass Jesus, wenn er von der Umkehr der Sünder zu Gott spricht, dabei eine andere Situation vor Augen hat als etwa unser Kölner Volksschauspieler Willy Millowitsch, wenn der mit rostigem Schmelz in der Stimme auf der Bühne und im Fernsehen sein Liedchen singt: „Wir sind alle kleine Sünderlein.“ Nur zu gerne lässt sich das heutige Publikum in das von ihm souffierte „Wir“ mit einbeziehen: Wir sind alle kleine Sünderlein... Ein anderer kaum geistvollerer Singsang wird vorzüglich zur Karnevalszeit geträllert: „Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel.“ Muss man da nicht an unsere Geschichte denken? Ob das wohl alles, alles, alles kleine – oder auch große – „Sünderlein“

sind, die von ihren verkehrten Wegen ablassen und sich zu Gott bekehren? Oder vielleicht am Ende doch nicht? Die vielleicht gar nicht wissen, dass „Himmel“ in biblischer Ausdrucksweise nur eine Umschreibung für Gott ist? In den Himmel kommen heißt also, zu Gott kommen, ihm vor die Augen kommen – dem großen, heiligen, gewaltigen Gott. Manch einer, den wir heute als Heiligen verehren, hat sich Zeit seines Lebens mit der Frage gequält: Kann ich mit meinem Leben – so, wie ich bin – vor diesem Gott bestehen? Nur die Heiligen stellen sich anscheinend solche Fragen. Die, die sich rühmen „kleine Sünderlein“ zu sein und die das auch noch äußerst lustig finden, kommen selbst im Ernst nicht auf eine solche Idee.

Was ist heute eigentlich los mit vielen Menschen, auch mit vielen getauften Christen? Ist Sünde zu einem Fremdwort geworden – zu einem Begriff aus grauer Vorzeit? Sind „Sünder“ vielleicht so eine Art Dinosaurier, die heute ausgestorben sind und die man nur noch im Museum des Evangeliums bewundern kann? Wenn das so wäre, dann hätte auch die Geschichte Jesu von der Freude Gottes ihren Sinn verloren. Niemanden würde sie froh machen. Denn niemand würde sie mehr verstehen, niemand sich von ihr betroffen fühlen. Aber gerade darum geht es doch in der Geschichte. Sie werden doch ausdrücklich genannt – die, die sich nicht betroffen fühlen: die „Gerechten, die es nicht nötig haben umzukehren“ oder in sinngemäßer Wiedergabe: die es nicht nötig haben, „ein neues Leben anzufangen“. Die Schriftausleger verneinen bei diesem Nicht-nötig-Haben in der Regel alle Ironie Jesu.

Ich bin mir nicht ganz so sicher. Jesus war auch der Ironie, ja, selbst einer beißenden Schärfe fähig – immer da, wo er auf Menschen stieß, die sich alleine für gut hielten und die darum auf andere verächtlich herabsahen. Oder geht es eigentlich noch schärfer und schneidender, als was Jesus seinen Schülern erwidert, als sie ihn gelegentlich auf die Entrüstung der frommen Pharisäer über seine Reden hinweisen? Jede – noch so fromme – Pflanze, die Gott nicht gepflanzt hat, wird man einmal ausreißen. Kümmert euch nicht um diese blinden Blindenführer. Wenn ein Blinder einen anderen Blinden führen will, dann fallen sie doch beide ins Loch“ (Mt 15, 13-14). Die sich damals für gerecht hielten, waren in Jesu Augen blind, und in der Geschichte waren das immerhin von hundert neunundneunzig! Was hätte Jesus wohl gesagt, wenn ihm unsere heutigen „kleinen Sünderlein“ so unbeschwert trällernd begegnet wären?

Es kommt nicht von ungefähr, dass Sünde heute für viele ein Fremdwort geworden ist. Früher hat man etwa so gesagt: Gott hat Gebote erlassen. Wer gegen diese Gebote verstößt, wer sie nicht hält, der begeht eine Sünde, der ist ein Sünder. Gott erschien also als ein Gesetzgeber, und der Sünder war ein Gesetzesbrecher; denn er übertrat ein Gesetz Gottes. Das schien alles so einfach und so klar, und doch war eine solche Sicht überaus gefährlich. Denn wo Gesetze sind, da sind meistens auch Lücken, und wer hätte im alltäglichen Leben nicht schon einmal versucht, durch eine solche Lücke hindurch zu schlüpfen? Wo Gesetze und Vorschriften sind, da sind in unserem Leben aber auch Organe, die

über die Einhaltung dieser Gesetze und Vorschriften wachen. Und ohne Gerichte und ohne Polizei und ohne Radarkontrollen scheint es in unserem Leben, in unserem Zusammenleben mit anderen, nun einmal nicht zu gehen. Merken wir, wie gefährlich es ist, unser Verhältnis zu Gott und zum Guten unter dem Blickwinkel von Gesetz und Verbot zu sehen? Wo Gesetze sind, sind auch Lücken, und wo Gebote nicht kontrolliert und überwacht werden, da hängt alles von der Gesinnung des einzelnen ab, von der inneren Selbstkontrolle und vom Sich-verantwortlich-Wissen vor Gott und vor den Menschen.

Früher hat man schon den Kindern in der ersten christlichen Unterweisung Angst gemacht mit solchen Sprüchen wie: Ein Auge ist, das alles sieht, auch was in finsterner Nacht geschieht. Aber eine solche himmlische Radarkontrolle funktioniert heute nicht mehr. Angst ist überhaupt ein schlechter Wegweiser zum Guten. Und wenn dann noch Gott, so, wie es heute von vielen empfunden wird, so ferne zu sein scheint, wenn der Alltag vieler Menschen und auch mancher Christen oft chemisch rein von Gott und damit doch eigentlich gottlos zu sein scheint, dann ist eben keiner mehr da, dem man sich verantwortlich fühlt, wenn man im Supermarkt in einem „unbewachten“ Augenblick Kleinigkeiten – kleine und große Kleinigkeiten – „mitgehen“ lässt, wie man so schön und verharmlosend sagt. Ja, die „kleinen Sünderlein“ sagen nicht mehr, dass sie stehlen oder Diebe sind. Wenn kein Gott mehr da ist, dem ich mich verantwortlich fühle, dann setzt man sich wohl auch alkoholisiert ans Steuer, dann wird

das Auto zum Mordinstrument, und nur der Zufall entscheidet noch darüber, ob jemand durch ein solches „Kavaliersdelikt“ dann wirklich zu einem Verbrecher und Mörder wird. Und wenn einer – oder auch eine – in eine andere Ehe einbricht und diese Ehe zerstört, dann wiegt auch das für einen Gottfernen und Gottlosen heutzutage nicht mehr allzu schwer. Man spricht von einem Recht auf Selbstverwirklichung und kümmert sich nicht um die Leichen, die auch hier, auf dem Weg bloßer Triebhaftigkeit, am Wege liegenbleiben. Die „kleinen Sünderlein“ trällern vielleicht noch, wie sie's im Fernsehen tagtäglich hören, von der „großen Liebe“, die ihnen endlich begegnet sei. Es klappt also nicht so recht mit uns Menschen, wenn wir uns Gott nicht mehr verantwortlich wissen.

Die Geschichte Jesu vom verirrtten und verlorenen Schaf stellt uns trotz ihres guten Ausgangs und freudigen Ausklangs dennoch vor eine auf den ersten Blick vielleicht sogar ziemlich misslich erscheinende Wahl. Denn, wie immer wir uns auch entscheiden, das Ergebnis ist in keinem Fall für uns schmeichelhaft. Entweder zählen wir uns nämlich zu den „Sündern“, und wir erkennen unser vielfältiges Versagen in unserem Leben, und wir geben uns dann auch den gewiss nicht leichten Ruck zu einer Umkehr in unserem Leben und damit den entscheidenden Ruck auch zu einer erneuten Hinkehr zu Gott und zum Guten, oder wir gehören weiter zu den „kleinen Sünderlein“ à la Millowitsch, zu den Blinden, zu den Dummen, zu denen, die sich selbst etwas vormachen, auch wenn sie sich zur großen Schar der neunundneunzig Gerechten zählen, zu

denen, die „es nicht nötig haben umzu-kehren“. Ich glaube jedoch, dass es dem, der die Geschichte Jesu verstanden hat, dennoch nicht schwerfällt, sich auf die richtige Seite zu stellen, und das ist in den Augen Jesu und damit auch in den Augen Gottes, die Seite der „Sünder“ – derer, die sich bekehren –, freilich auch der Sünder, über deren Umkehr, über

deren Ruck zum Guten der Himmel sich freut. Und das heißt dann doch auch, dass wir ohne alle Angst vor Gott hinfreten dürfen – vor den Gott, den Jesus uns immer wieder als den guten Vater geschildert hat und – wie in dieser Geschichte – auch als einen Gott, der sich sogar über einen armen Sünder von Herzen freuen kann.

Die Parabel vom verlorenen Sohn und der verlorenen Brüderlichkeit



(Die nun folgende Parabel vom verlorenen Sohn und der verlorenen Brüderlichkeit, entnommen seinem Buch „Biblische Lebenskunde“, Echter-Verlag, 1986, stammt von Dr. Heinrich Dickerhoff, 1953 in Essen geboren, 1972 bis 1978 Studium der Katholischen Theologie, Geschichte und Judaistik in Münster; seit 1978 in der Heimvolkshochschule Kardinal von Galen in Stapelfeld bei Cloppenburg verantwortlich für den Bereich der theologischen Erwachsenenbildung; 1982 Promotion in Münster. In seinem späteren Leben verlegte er den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Ausdeutung von Märchen bezüglich dem Welt- und Sozialverständnis).

Gehört die Verkündigungsszene zu jenen Überlieferungen, die den meisten Menschen heute schwierig und zunächst wenig ansprechend erscheinen,

so gilt für das Gleichnis, das wir jetzt bedenken wollen, ganz das Gegenteil. Ich meine jene Geschichte, die meist als Gleichnis vom verlorenen Sohn bezeichnet wurde und heute auch das „Gleichnis vom barmherzigen Vater“ genannt wird. Gewiss ist das eine der packendsten Erzählungen der ganzen Bibel, die zu allen Zeiten Menschen unmittelbar angesprochen hat. Für dieses Gleichnis trifft wohl zu, dass, wer es verstanden hat, schon das ganze Evangelium verstanden hat. Freilich scheint mir, dass die Parabel häufig aus einem nicht ganz richtigen Blickwinkel betrachtet und ihre Botschaft dann verkürzt, wenn nicht gar verdreht wird.

Der „verlorene Sohn“ und sein „barmherziger Vater“

Das Gleichnis, das Lukas im 15. Kapitel seines Evangeliums überliefert, hat zwei deutlich unterschiedene „Aufzüge“. In ihrem Mittelpunkt steht jeweils einer der beiden Brüder, und meist wird die Auf-

merksamkeit vor allem gerichtet auf den ersten Teil, auf den „verlorenen Sohn“ und seinen „barmherzigen Vater“. Auch wir wollen zunächst diesem Erzählstrang folgen und ihr Verhalten genauer betrachten. Erzählt wird vom Auszug eines nachgeborenen Sohnes, der sich den ihm zustehenden Anteil vom Erbe auszahlen lässt und dann aufbricht, um eine unabhängige Lebensmöglichkeit aufzubauen. Dies war im überbevölkerten Palästina nicht so ungewöhnlich; zahllose Juden zogen in die Fremde, in die „Diaspora“ des Mittelmeerraumes, um eine eigene Existenz zu gründen. An diesem Schritt des jüngeren Bruders wird jedenfalls in unserer Geschichte keine Kritik geübt. Aber dann verschleudert er sein Vermögen, verspielt er seine Lebenschancen. Als dann noch eine Hungersnot über das Land hereinbricht, verdingt er sich bei einem Bürger – als Schweinehirt. Auch für unser Empfinden ist das keine angenehme und angesehene Tätigkeit, innerhalb einer jüdischen Geschichte jedoch kann der soziale und persönliche Niedergang gar nicht krasser geschildert werden. Ist doch das Schwein das unreine Tier schlechthin, die Verkörperung der Unmenschlichkeit und Widerwärtigkeit. Fromme Juden empfinden Ekel vor allem Schweinischen, doch der junge Mann in unserer Geschichte wird zum Schweinehirten, lebt gemeinsam mit den unreinen Tieren. Mehr noch, er beneidet die Schweine um ihr Leben, um ihr Futter. Wer das tut, der muss jede Selbstachtung verloren haben, der hat seine Menschenwürde verspielt, tiefer kann man nach jüdischen Maßstäben nicht mehr sinken. Der Tiefpunkt, ein Leben unter den Schweinen und schlechter als die,

ist dann auch der Wendepunkt der Geschichte, der Sohn geht in sich und beschließt, zurückzukehren.

Doch Vorsicht – sehr oft wird nun interpretiert, er sei zerknirscht und bereue sein Verhalten, und diese bittere Reue sei für ihn, wie heute für uns, die Voraussetzung der Vergebung des Vaters. Aber davon spricht das Gleichnis nicht. Der Grund der Umkehr ist eindeutig benannt; es ist nicht das schlechte Gewissen, sondern der knurrende Magen, es ist Hunger. Und gewiss hat Lukas, der uns dies überliefert, die Formulierung nicht unbedacht gewählt. Der Schweinehirt geht nicht mit sich ins Gericht und wirft sich vor, gegen den Vater wie gegen den Himmel gesündigt zu haben. Er macht vielmehr einen Plan, legt sich zurecht, was er dem Vater sagen, wie er ihm unter die Augen treten will. Vater, wird er sagen im kritischen Augenblick des Wiedersehens, Vater, ich habe gesündigt und bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein, mach mich zu einem deiner Tagelöhner. Ob und wieweit dies ernst gemeint ist oder berechnend, können wir nicht erkennen. Lukas verwehrt uns den Blick in die Seele des verlorenen Sohnes, so wie auch der Vater nicht seine geheimen Gedanken kennt, so wie wir niemals wissen, wie ernst und ehrlich es Menschen meinen, die uns um Verzeihung, Versöhnung, einen neuen Anfang bitten. Vergebung ist immer eine Sache des Vertrauens.

So geht der junge Mann zurück. Der Vater, erzählt Lukas, sieht ihn von weitem. Fast kann man den Eindruck haben, er hat die ganze Zeit auf die Rückkehr seines Sohnes gewartet, ihr entgegen geschaut. Und dann läuft er ihm entgegen, fällt ihm um den Hals und küsst

ihn. Da heute die Vaterrolle nicht mehr so eindeutig wie in früheren Zeiten die des Herrn und Herrschers in der Familie ist und soziale Konventionen insgesamt aufgeweicht wurden, mag uns das Skandalöse und Anstößige des Verhaltens des Vaters nicht auffallen. Aber wir sollten es nicht überlesen. Bis heute gilt in den orientalischen Ländern, dass ein Mann nicht läuft, sondern schreitet. Nur Kinder und Sklaven rennen, ein Mann aber geht würdig daher. Dies ist auch schon durch sein Gewand bedingt, er müsste es schürzen, um zu laufen, würde damit zur komischen Figur. Und ebenso ist klar geregelt, wer wem entgegenzugehen hat. Natürlich geht der auf der sozialen Leiter Tieferstehende dem Höhergestellten entgegen. Und bis heute wissen wir sehr genau, wer wem entgegenzukommen hat. Entgegenkommend verhalten muss sich der, der vom anderen etwas will, der in der schwächeren Position ist. Der Stärkere, der am längeren Hebel sitzt, kann den anderen seine Unterlegenheit spüren lassen, kann ihn zum Bittsteller machen, braucht sich nicht zu bewegen. Und schließlich der Kuss: damals nicht einfach nur Ausdruck der Zuneigung, sondern der Ehrfurcht. Die Großkönige wurden begrüßt mit dem Handkuss oder auch dem Fußkuss. Nach all dem wäre es rechtens gewesen, wenn der Sohn sich von ferne gebeugt dem Vater genahnt hätte, vielleicht auf die Knie niedergefallen wäre, seine Füße umschlungen und geküsst hätte und dann seine Bitte, als Tagelöhner aufgenommen zu werden, vorgetragen hätte. Aber es kommt ganz anders. Der würdige Vater, der Herr im Haus, rafft seine Gewänder zusammen, rennt dem herunter-

gekommenen grünen Jungen entgegen, fällt ihm um den Hals und küsst ihn. Ein Skandal. So benimmt sich kein Vater, wenn er nicht seine Autorität verlieren will. Der Sohn sagt nun seinen vorbereiteten Spruch daher, aber der Vater reagiert gar nicht darauf, scheint gar nicht hinzuhören. Den Knechten befiehlt er, ein neues Gewand zu holen – und dies bedeutet nicht nur, dass er den zerlumpten Sohn neu einkleiden lassen will, sondern das kostbare Gewand ist zugleich ein Gastgeschenk, wie man es einem hochgeschätzten Besucher zukommen lässt. Er lässt ihm den Ring an den Finger stecken – er ist nicht zuerst Schmuckstück, sondern Siegelring, der dem Sohn das Recht und die Vollmacht gibt, anstelle des Vaters zu handeln, die „Prokura“ sozusagen. Schließlich erfolgt noch die Anweisung, das Mastkalb zu schlachten für das nun stattfindende Freudenfest. Man kann in Gedanken einmal durchspielen, wie die Begegnung zwischen Vater und Sohn bei der Rückkehr anders hätte aussehen können. Der Vater hätte den Sohn fortschicken können, ihm sagen können: Du hast dein Erbe bekommen, geh deines Wegs. Aber das wäre sicher sehr hart. Eher zu erwarten und vielleicht pädagogisch sehr sinnvoll wäre es, wenn der Vater den Vorschlag des Sohnes aufgegriffen und ihn eingestellt hätte als Tagelöhner, damit er die Konsequenzen seines Verhaltens auch trage. Vielleicht, so kann man sich denken, hätte eine Bewährungszeit unter den Knechten dem Sohn, der ja offensichtlich ein Leichtfuß war, ganz gutgetan. Oder der Vater hätte bei der Wiederaufnahme doch zumindest ein paar ermahnende Worte sagen können, dem Sohn noch einmal eindringlich

vor Augen führen können, wie falsch er gehandelt hatte, darauf hinweisen können, dass er, der Vater, es ja gleich gewusst habe, wie dies Unternehmen enden müsse. Aber nichts von alledem. Das Verhalten des Vaters drückt nichts anderes aus als Freude über den wiedergefundenen Sohn. Er verzichtet auf alle Pädagogik und alle Überlegenheit und gibt dem, der seine Menschenwürde und Selbstachtung verloren hat, das Gefühl zurück, geliebt und gewollt zu sein, wichtig und erwünscht. Der Freudenruf, mit dem der Vater sein Verhalten begründet, zeigt dies deutlich: In dieser Stunde des Wiedersehens geht es nicht um Moral, geht es nicht um das falsche oder unmögliche Verhalten des Sohnes. Der Sohn war tot und ist lebendig für seinen Vater geworden. Er war verloren und ist nicht zurückgekommen, sondern wiedergefunden worden. Der Vater feiert seine Freude über die wiederhergestellte Nähe und Verbundenheit.

Wo kämen wir hin ...

Gegen dieses Verhalten des Vaters muss man, so scheint es, im Namen von Moral und Erziehung Widerspruch erheben. Wo kämen wir hin, wenn niemand die Konsequenzen seines Verhaltens tragen müsste? Wer weiß, was der Sohn als nächstes anstellt, wenn ihm die Rückkehr jedes Mal so leichtgemacht wird. Das sind selbstverständliche Einwände gegen die Aussage dieser Geschichte, die häufig begegnen, Einwände, wie sie auch Jesus vorgehalten wurden. Denn es ist eindeutig, dass das Gleichnis nicht irgendeine Familiengeschichte erzählt, sondern verweist auf die väterliche Lie-

be Gottes, der sich freilich keineswegs an die vorgegebene Vaterrolle hält. Und Jesus hat in seinem Verhalten gegenüber den Verlorenen und Ausgestoßenen, den Gescheiterten und Unwürdigen diesen Gott vorgelebt. So musste er sich immer wieder sagen lassen, wie unpassend es sei, sich mit Betrügern und Huren, Landesverrätern und kleinen Halunken zu verbrüdern. Wie sollten so die hohen und doch berechtigten Ansprüche an das Gottesvolk aufrechterhalten bleiben, die Ansprüche, die doch darauf abzielen, Israel zu einem heiligen Volk zu machen, in dessen Leben die Heiligkeit Gottes durchschimmern konnte? Und wer, um zu unserer heutigen Zeit zu kommen, selber Kinder erzieht, der wird wissen, wie notwendig und unverzichtbar es ist, dass schon Kinder lernen, für die Folgen ihres Tuns die Verantwortung zu übernehmen. Die alten und neuen Bedenken haben ihr Recht. Aber es gibt die Stunde, da geht es weder um Pädagogik noch um Konsequenz.

In der Stunde, wo ein Mensch öffentlich gedemütigt werden soll oder sich selber zu demütigen bereit ist, wo seine Selbstachtung auf dem Spiel steht, wo er sich nichts mehr zutraut, am Boden zerstört ist, da ist es überflüssig, ihn noch einmal die Konsequenzen seines Tuns spüren zu lassen. Dies ist die Stunde, in der ich zu ihm stehen muss. Natürlich hat der Vater im Gleichnis etwas riskiert. Er hat riskiert, dass sein Vertrauen enttäuscht, das Vermögen weiter verschleudert wird. Er hat sich jedoch dafür entschieden, dass es noch Wichtigeres gibt als das sicher wichtige Lernziel Verantwortung und Konsequenz; es ist noch wichtiger, zu lernen, dass mir jemand Zuflucht gibt, was

immer auch geschieht; dass nichts uns trennen kann von der Liebe des Vaters.

Von der Angst der Anständigen und der verlorenen Brüderlichkeit

Die Erzählung von der unzerstörbaren Liebe des Vaters auch zu seinen verlorenen Kindern spricht die Mitte christlichen Glaubens aus. Und doch geht es eigentlich nicht um die Beziehung zwischen dem Vater und dem jüngeren Sohn. Die Figur, in der wir uns wiedererkennen sollen, ist nicht der verlorene, sondern der daheimgebliebene Bruder. Die Anständigen und Ordentlichen sind die Adressaten des Gleichnisses. Dies kann man an zwei Hinweisen deutlich erkennen: Zum einen legt Lukas dieses Gleichnis vom verlorenen Sohn wie die anderen Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen Jesus in den Mund, als er mit den Pharisäern spricht, die ihm vorwerfen, sich mit dem Abschaum gemeinzumachen. Den Verlorenen erzählt er nicht von der Nähe Gottes, er lebt sie vor durch seine Freundschaft und Tischgemeinschaft mit ihnen. Dem älteren Bruder hält er nun im Gleichnis einen Spiegel vor. Dies können wir auch daran erkennen, dass das Gleichnis mit einer offenen Frage endet: Wie wird sich der ältere Sohn verhalten? Hier sind im Erzählzusammenhang die Pharisäer gefragt, waren, als Lukas die Geschichte niederschrieb, die ordentlichen Christen gefragt, sind heute wir gefragt, die doch zumeist nicht aus dem Rahmen bürgerlichen Lebens herausgefallen sind und keineswegs unsere

Selbstachtung verloren haben. Gewiss bleiben auch ordentliche Menschen und bemühte Christen hinter ihren Möglichkeiten zurück; natürlich gibt es auch in unserem Leben genug Sünde und Versagen. Aber deshalb ist doch unser Leben noch nicht einfach vor die Hunde gegangen oder unter die Schweine geraten. Wenn wir das Gleichnis zu schnell als Beichtvorbereitung lesen, als Geschichte von Reue und Vergebung, dann überlesen wir nicht nur die provozierende und an der Bußfertigkeit des Sohnes gar nicht interessierte Vergebungsbereitschaft des Vaters. Wir sind auch in der Gefahr, die tatsächlich verlorenen Söhne zu übersehen, wenn wir uns bereits in ihrer Rolle fühlen. Wir sind in der Gefahr, zu übersehen, dass die Geschichte nicht allein eine Geschichte zwischen Vater und Sohn ist, sondern auch zwischen Bruder und Bruder; dass es nicht nur um die Vergebungsbereitschaft des Vaters geht, sondern vielleicht mehr noch um die Brüderlichkeit.

Schauen wir uns den zweiten Teil des Gleichnisses an. Als der ältere Sohn, vom Feld zurückkommend, den Grund für das Fest erfährt, das im Haus gefeiert wird, weigert er sich hereinzugehen. Wiederum, das sollten wir nicht übersehen, ist es der Vater, der sich bewegt, der auch dem älteren Sohn entgegenkommt. Der verbitterte ältere Sohn jedoch rechnet ihm nun Leistung und Gegenleistung vor. So viele Jahre habe er den Willen des Vaters getan, habe ihm gedient, aber ihm sei nie auch nur ein Ziegenbock geschenkt worden zum Fest mit den Freunden. Wenn aber nun der da zurückkommt, der sein Geld mit den Huren durchgebracht hat, dann werde

ein Fest gefeiert. Bezeichnend ist, wie der Daheimgebliebene von dem Heimkehrer spricht. Er nennt ihn nicht mehr „mein Bruder“. Er sagt „Dein Sohn“ – so als verbinde ihn nichts mit dem, der nach Hause kam. Der Vater antwortet ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir, alles, was mein ist, ist dein. Jahrelang habe ich den Sinn dieser Worte nicht recht verstanden und konnte deshalb dem älteren Sohn seine Verbitterung gut nachfühlen. Aber ihm wird doch hier gesagt: Wie kannst du neidisch sein auf deinen Bruder, der doch so in die Irre geriet und ins Elend? Sind die Tage in der Fremde besser als die Tage hier bei mir? Und wieso erwartest du, dass ich dir einen Ziegenbock schenke? Alles, was mein ist, ist dein. Wann immer du gewollt hättest, hättest du dir einen Ziegenbock und auch das Mastkalb nehmen können. Es ist doch alles dein. Du bist doch nicht ein Knecht, der für Lohn arbeitet, du bist mein Kind, dem alles längst gehört. Doch jetzt, sagt der Vater, jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern, denn dein Bruder – und er sagt dies sehr betont – dein Bruder war tot und lebt wieder, er war verloren und ist wiedergefunden worden. Die Geschichte endet mit einem offenen Schluss. Wir wissen nicht, wie sich der ältere Bruder entschieden hat. Immer wieder muss er sich entscheiden, und heute liegt es an uns, wie die Entscheidung ausfällt. Zur Zeit Jesu haben die Worte des Vaters wenig Erfolg gehabt; die „älteren Brüder“ waren nicht bereit, der großen Versöhnung, die der Vater anbot, zuzustimmen. Als Lukas die Geschichte aufschrieb, da hatte er längst nicht mehr die „ordentlichen“ Juden im Blick, sondern

wohl die ordentlichen Christen und ihr Verhalten gegenüber den verlorenen Brüdern. Es ist nicht bekannt, ob die „älteren Brüder“ in der Christengemeinde des Lukas auch unversöhnlich blieben oder ob sie den verlorenen Bruder und die verlorene Brüderlichkeit wiederfanden.

Und heute? Wie sehen wir als Christen, die sich bei allem Versagen doch bemühen, nach den Geboten zu leben oder in der Nachfolge oder wie man sonst die Lebensaufgabe beschreiben will, wie sehen wir unser Verhältnis zu den verlorenen Brüdern? Zu den oberflächlichen, den bequemen, den lustlosen, den konsumorientierten, denen, die mit ihrer Freiheit experimentieren? Vergleichen wir uns mit ihnen und wollen deshalb ein Urteil über sie gesprochen wissen? Das Gleichnis zeigt zu Recht, dass die Brüderlichkeit zusammenhängt mit der Beziehung zum Vater. Wo einer sein Verhältnis zum Vater sieht als das zwischen Herrn und Knecht, wo es berechnend um Lohn und Strafe geht, um Verdienst und Angst, da wird jeder Bruder zum Konkurrenten. Da kann ich auf keinen Fall auf den Vorteil verzichten, den ich mir herausgearbeitet habe durch besondere Leistungen.

Ein gewiss sehr einfaches Beispiel mag dies veranschaulichen. Immer wieder wird unter Katholiken die Frage nach der Sonntagspflicht diskutiert: Muss ich sonntags in die Kirche gehen? Das heißt doch, welche Belohnung bekomme ich dafür, welche Strafe ist mir angedroht, wenn ich es nicht tue. Das ist nicht das Denken von Söhnen, sondern von Lohnabhängigen. Wer so denkt und fühlt, muss natürlich fordern, dass Gott zumindest die, die nicht zur Kirche finden, mit „Liebesentzug“ bestraft. Was haben

wir denn sonst von der Erfüllung unserer Sonntagspflicht? Das muss sich doch irgendwie lohnen.

Dieses kleine Beispiel kann man übertragen auf die Frage nach der gesamten Ausrichtung meines Lebens. Wenn ich nicht versuche, als Christ zu leben, weil mir dies gut und richtig erscheint, sondern weil es mir befohlen ist und ich Angst habe vor der Missachtung des Befehls, wenn ich gar noch die beneide, die sich getrauen, andere Wege zu gehen um sich ein „schönes Leben“ zu machen, dann habe ich offensichtlich noch nicht erfahren, worin die gute Botschaft besteht, dass ich immer beim Vater bin und mir schon alles gehört, dass mir der Sinn meines Lebens, die Liebe Gottes, der Himmel oder wie immer ich das umfassende und endgültige Ja zu meinem Leben beschreiben will, längst schon geschenkt ist. Wenn ich noch die beneide, die in die Fremde gehen, wenn ich ihren Lebensweg als das „schöne Leben“ sehe, wobei ich freilich wohl nur an die Freudenhäuser und nicht an die Schweinställe denke, dann ist das Haus des Vaters für mich noch nicht wirklich das Zuhause, die Heimat, der Ort, wo ich mich sicher und geborgen weiß. Wer aber weiß, bei welchem Vater und auch in welchem Grund sein Leben verwurzelt ist, der wird freier von der Angst, immer lebenswürdig und liebenswert sein zu müssen, der wird damit zugleich freier vom Gesetz der Selbstbehauptung und Rivalität, der findet leichter zur Brüderlichkeit.

Lehren

Wo Christen Gott als Geschenk annehmen, auf Herrschaftsdenken und

die Rolle des „starken Mannes“ zu verzichten beginnen, um so Gott immer neu zur Welt zu bringen, da beginnt das neue Leben, das Brüderlichkeit ist. Jesus hat vor fast 2000 Jahren seinem in zahllose Parteien und Interessengruppen zerrissenen Volk diese Brüderlichkeit wiedergeben wollen, die wurzelt im Bewusstsein, einen Vater zu haben, der seine Kinder liebt und will und sich allen zuwendet, so wie die Sonne scheint über allen, den Gerechten und den Ungerechten. Jesus hat diese Zuwendung Gottes verkörpert, und er hat Menschen um sich gesammelt, in denen beispielhaft die neue Brüderlichkeit, das neue Israel Gestalt annehmen sollte. Schon sehr bald war es freilich nötig, dass diese neue „Familie Gottes“ daran erinnert werden musste, wozu sie da war. Was an ihr und durch sie sichtbar werden sollte. Lukas hat dies in seinem Evangelium immer wieder getan, besonders eindrücklich im Gleichnis von den beiden Söhnen des guten Vaters. Christen aller Zeiten konnten davon lernen und werden davon lernen können:

1. Sei dir bewusst, was du bist – eines der Kinder des einen guten Vaters. Und sei dir bewusst, dass alles, was sein ist, auch dein ist, solange du bei ihm bist. Solange du versuchst, auch das geschädigte Leben so wiederzufinden, wie Er es tut.

2. Du bist ein Sohn, ein Erbe der Verheißung, der Zukunft Gottes und schon jetzt mehr geliebt, als du weißt. Darum hüte dich davor, zu leben wie ein „Lohnabhängiger“. Versteh dein Leben, diese Erde, diesen Tag nicht als die unerfreuliche Mühsal, mit der du dir ein anderes, besseres Leben im Jenseits

verdienst, sondern versuche dir in deinem Leben, auf dieser Erde, an diesem Tag schon der Nähe Gottes bewusst zu sein, Seiner Zärtlichkeit, die dich schon jetzt umgibt und immer umgeben will. Und vergleiche dich nicht mit anderen; du brauchst nicht zu sein wie sie, damit dein Leben einen Sinn hat, sie brauchen nicht zu sein wie du. Du verlierst nichts von deinem Wert und deiner Liebeshwürdigkeit, wenn die Verlorenen wiedergefunden werden und zurückfinden zu Selbstachtung und Anerkennung.

3. Wichtiger als die Moral ist die Brüderlichkeit, und in manchen Stunden ist Vergebung unendlich wichtiger als Verantwortung. Gewiss ist es richtig und wichtig, Menschen so zu behandeln, dass sie für sich selbst verantwortlich sind. Und wo du Menschen auf ihrem Lebensweg helfen sollst als Mutter oder Vater, als Erzieher und Lehrer oder wo auch immer, da ist die Erziehung zur

Verantwortung und zur Bereitschaft, die Konsequenzen des eigenen Tuns zu tragen, ein großes und notwendiges Ziel. Aber wo die Selbstachtung eines Menschen bedroht ist, wo es nicht mehr darum geht, dass er Einsicht gewinnt, sondern dass er sein Gesicht verliert, da musst du alle Moral und alle Pädagogik vergessen und an seine Seite treten, denn er ist tot und du sollst ihn lebendig machen, er ist verloren und du sollst ihn wiederfinden.

4. Und wenn einmal der verlorene Sohn in dir stärker wird als der ältere Bruder, wenn du durch eigene Schuld den Lebensweg verlierst, unter die Schweine geraten bist, dir dein Leben „versaut“ hast, dann erinnere dich daran: Die Vergebung ist immer noch größer als die Verfehlung, und Gottes Ja zu dir wiegt schwerer als das Nein, das alle Menschen und du selbst zu deinem Leben sagen können.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen



Walter Kardinal Kasper geboren 1933, Dr. theol., Professor für Dogmatik, 1989 bis 1999 Bischof der Diözese Rothenburg-Stuttgart, 2001 zum Kardinal erhoben, 2001 bis 2010 Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen und der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, sowie Mitglied der Kongregationen für Glaubenslehre und für die Orientalischen Kirchen. Walter Kardinal Kasper ist Hauptautor des ersten Bandes des

Katholischen Erwachsenen Katechismus und Hauptherausgeber der dritten Ausgabe des Lexikons für Theologie und Kirche. Er veröffentlichte zahlreiche theologische Bücher, darunter auch ein Werk über das Vater unser. Aus ihm stammen die Überlegungen zur Vaterunser-Bitte „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen“.

Die letzte Vaterunser-Bitte „Führe uns nicht in Versuchung“ hat jüngst viele Fragen aufgeworfen. Schon die Kirchenväter und große mittelalterliche Theologen haben die Frage diskutiert: Kann denn Gott in Versuchung führen? Im Jakobusbrief heißt es: „Keiner, der in Versuchung gerät, soll sagen: Ich werde von Gott in Versuchung geführt. Denn Gott lässt sich nicht zum Bösen versuchen, er führt aber auch selbst niemanden in Versuchung“ (Jak 1,13). Unter Berufung auf den Jakobusbrief war ihre Antwort ein eindeutiges Nein. Auch Martin Luther schloss sich dieser Meinung an. So werden wir sorgfältig fragen müssen, was diese letzte Vaterunser-Bitte bedeutet und was sie uns zu sagen hat. Wir werden sehen: Sie ist auch und gerade heute höchst aktuell.

Leben in einer Welt voller Versuchung

Die Vaterunser-Bitte „Führe uns nicht in Versuchung“ trifft haargenau die Schwierigkeiten und Probleme unseres Lebens und bringt die Gefährdungen, vor denen wir stehen, auf den Punkt. Keiner, der offene Augen hat und der mit sich selber ehrlich ist, wird bestreiten, dass die Welt, in der wir leben, voller Versuchun-

gen ist. Dabei braucht man gar nicht nur an sexuelle Versuchungen denken. Viel schlimmer sind die Versuchungen gegen die Nächstenliebe, etwa die Versuchung, jeweils geschickt unseren Vorteil zum Nachteil des anderen zu suchen oder es einem anderen, der uns übervorteilt hat, heimzuzahlen, und sei es nur mit spitzen und vergifteten Bemerkungen, die Versuchung, uns selbst gut und andere schlecht dastehen zu lassen, andere gar zu verleumden, und sei es nur, dass wir Tratsch böswillig weitererzählen. Dabei haben wir die Versuchungen der Macht und des Machtmissbrauchs und die großen Versuchungen des Geldes, die heute so viele umtreibt, noch nicht einmal genannt. In alle diese Versuchungen muss uns Gott nicht erst hineinführen; in allen diesen Versuchungen sind wir alle ja schon mittendrin. Es gibt in dieser Welt kein Leben ohne Versuchungen.

Die Bibel ist weit entfernt von allem Pessimismus und Dualismus. Sie bezeugt, dass Gott die Welt erschaffen und dass er sie gut, ja sehr gut erschaffen hat (Gen 1,31). Sie weiß, dass das Schöne dieser Welt Zeugnis gibt von Gottes Schönheit und Herrlichkeit (Ps 19,1- 7; Weish 13,1-9; Sir 17,8- 9). Sie kennt und anerkennt das viele Schöne, Gute und Wahre, die vielen guten Menschen und die guten und reichen Erfahrungen in dieser Welt. Aber sie ist nicht blind für das Böse, das in der Welt ist und lauert, um uns vom Guten abzubringen und zum Bösen zu verführen. Nach Paulus ist die Sünde eine Macht, die in der Welt herrscht (Röm 5,12.21). Nach Johannes sind die Taten dieser Welt böse (Joh 7,7). Das vierte Evangelium sagt sogar, der Teufel sei der Fürst dieser Welt (Joh

12,31; 14,30; 16,11; 1 Joh 5,19). Selbstverständlich dürfen wir uns den Teufel nicht so primitiv und tölpelhaft vorstellen, wie es volkstümlich oft geschieht. Dazu ist er viel zu schlau, viel zu raffiniert und hinterlistig. Er verwirrt, indem er sich als ein Engel des Lichtes verkleidet und tarnt (2 Kor 11,14). In dieser hinterlistigen Weise geht er umher wie ein brüllender Löwe und versucht, wenn er verschlingen könnte (1 Petr 5,8). Der Teufel ist nach der Bibel der Vater der Lüge (Joh 8,44); er verdreht alles und stiftet Verwirrung, sodass man oft nur schwer unterscheiden kann, was wahr und was verlogen, was gut und was böse ist. Manche halten solche Aussagen für altmodisch und für überholt; ihren Wahrheitsgehalt kann man realistisch jedoch kaum leugnen.

In den Reden von der Endzeit sagt Jesus, dass diese Verwirrung am Ende der Tage zunehmen wird (Mt 24,1-25). Es ist von Kriegen und Hungersnöten die Rede. Es wird eine Zeit sein, da die Christen von allen gehasst und verfolgt werden, in der falsche Propheten auftreten und die Gläubigen in die Irre führen, es wird die Zeit des großen Abfalls sein, die Missachtung des Gesetzes Gottes wird überhandnehmen und die Liebe wird erkalten. Die Menschen werden nicht mehr ein und aus wissen und selbst die Guten werden in Gefahr sein, irrezuwerden. Sie rennen da und dort hin und meinen, dort sei der Messias. Mehr oder weniger kann man diese Aussagen auf jede Zeit beziehen. Wir leben ja seit Jesu Kommen schon in der Endzeit. Man muss freilich kein apokalyptischer Pessimist sein, um festzustellen, dass vieles davon auch heute zutrifft.

Bewahre uns in der Versuchung

Manche meinen, Gott selbst sei schuld an dieser zum Bösen verführenden Situation der Welt. Denn er habe uns mit einer fehlbaren Freiheit geschaffen und uns in eine Welt voller Versuchungen hineingesetzt. Die Welt und der Mensch seien also eine Fehlkonstruktion, von der uns Jesus befreien wollte. Das ist Unsinn und selbst Ausdruck theologischer Verwirrung. Gott hat uns nach seinem Bild als mit Freiheit begabte Wesen geschaffen (Gen 1,27). Er wollte uns nicht als Automaten, die auf Knopfdruck funktionieren, auch nicht als instinktsicher gesteuerte Wesen, wie es die Tiere auf bewundernswerte Weise sind. Gott wollte uns nach seinem Bild als eigenverantwortliche freie Wesen. Das ist die Größe und die Würde des Menschen. Gott hat uns nur wenig geringer als Gott geschaffen, sagt der Psalmist (Ps 8,6). Die Schöpfung des Menschen ist keine Fehlkonstruktion; sie ist ein Wunderwerk, das größte und staunenswerteste Wunderwerk Gottes.

Indem uns Gott diese hohe Würde geschenkt hat, ist er sozusagen auch das Risiko der Freiheit eingegangen, und er hat auch uns das Risiko der Freiheit zugemutet. Freiheit ist nun einmal nicht ohne Risiko zu haben. Sie bewährt sich in den Herausforderungen und in den Prüfungen des Lebens. Freiheit ist nicht das Leichtere, sondern das Schwierigere; sie ist nichts für Weichlinge und Softies, die nur das Angenehme suchen und allen Schwierigkeiten möglichst aus dem Weg gehen und sich davor drücken. Wer noch nie durch das Feuer von Prüfungen hindurchgegangen ist, der hat sein Menschsein noch nicht ganz aus-

gelotet und sein Leben noch nicht im guten Sinn des Wortes aus- und durchgelebt. Gott kann und will uns solche Prüfungen nicht ersparen. In diesem Sinn will Gott mit der Freiheit für den Menschen auch die Herausforderungen für den Menschen, damit wir in ihnen menschlich wachsen und uns bewähren (Jak 1,2-4; 1 Petr 1,6-7).

In solchen Prüfungen ist das Böse eine verlockende Macht, und es hat für uns Menschen seine Attraktivität. Doch zur Versuchung wird eine Prüfung erst, wenn wir statt dem Guten, das daraus werden kann, das Böse wählen und dem Bösen zustimmen (Thomas von Aquin). Gott will selbstverständlich nicht, dass die Prüfungen uns zum Bösen versuchen und nicht dass wir den Versuchungen, die in den Prüfungen lauern, erliegen; er will, dass wir in den Prüfungen nicht sündigen, sondern vielmehr uns bewähren. In diesem Sinn heißt es im jüdische Morgen- und Abendgebet: „Bring mich nicht in die Gewalt der Sünde, bring mich nicht in die Gewalt der Schuld.“

Auf diesem Hintergrund wird die Vaterunser-Bitte „*Führe uns nicht in Versuchung*“ verständlich. Unser deutsches Wort Versuchung hat nämlich ebenso wie das entsprechende griechische Wort (*peirasmós*) und das entsprechende lateinische Wort (*tentatio*) eine doppelte Bedeutung. Es kann Versuchung zum Bösen meinen. So ist es im Vaterunser nach dem Jakobusbrief (Jak 1,13) und der ganzen Tradition nicht gemeint. Es kann ebenso eine Bewährungsprobe, eine Herausforderung und eine Chance, um zu wachsen und zu reifen, meinen. In solchen Versuchungen stehen wir Menschen unweigerlich. Sie kann und sie will Gott uns

nicht ersparen, und Gott hat sie auch Abraham (Gen 22,1) und Ijob (Ijob 2,3) nicht erspart. Aber er kann und will uns helfen, dass diese Prüfungen uns nicht zu einer Falle werden und wir der Versuchung zum Bösen nicht erliegen.

In dieser Vaterunser-Bitte bitten wir Gott: Lass uns, die wir schwache Menschen sind, diese im Sinn der Prüfungen verstandene Versuchungen nicht zu Versuchungen zum Bösen werden. Führe uns und bewahre uns in der Versuchung, lass uns in der Versuchung nicht fallen. So hat der Katechismus der katholischen Kirche die Vaterunser-Bitte gedeutet, und so haben die neuere offizielle italienische, spanische und französische Übersetzung sie wiedergegeben.

Paulus fasst das Gemeinte zusammen: Er sagt, dass wir das Ende der Zeiten erreicht haben. „Wer also zu stehen meint, gebe Acht, dass er nicht fällt. Noch ist keine Versuchung über euch gekommen, die den Menschen überfordert. Gott ist treu; er wird nicht zulassen, dass ihr über eure Kraft versucht werdet. Er wird euch in der Versuchung einen Ausweg schaffen, sodass ihr bestehen könnt“ (1 Kor 10,12-13). Wir dürfen darum voll Vertrauen bitten: „Führe uns nicht in die Versuchung; führe uns in der Versuchung.“

Erlöse uns von dem Bösen

Wenn wir den ersten Teil der letzten Vaterunser-Bitte richtig gedeutet haben, dann schließt der zweite Teil des Satzes „sondern bewahre uns vor dem Bösen“ gut an. Er bittet darum, dass in der als Prüfung verstandenen Versuchung das Böse nicht Macht über uns gewinnt,

dass Gott uns vielmehr von dem Bösen erlöst.

Es gibt eine Diskussion, ob mit „dem Bösen“ „das Böse“ oder „der Böse“, also der Teufel, gemeint ist. Sprachlich ist sowohl im griechischen Urtext wie in der deutschen Übersetzung beides möglich, und sachlich treffen in gewisser Weise beide Deutungen zu. Das Böse ist ja eine Macht, die uns äußerst raffiniert und zielstrebig umgarnt. Das Böse hat seine ihm eigene Intelligenz und eine geradezu unheimliche Zielstrebigkeit. Es hat eine Wesensstruktur, wie sie freien Wesen zukommt, weshalb ein rein sachliches unpersönliches Verständnis nicht ausreicht. Trotzdem zögern wir zu Recht, dem Teufel den Würdebegriff einer Person zuzuerkennen. Joseph Ratzinger hat den Punkt gut getroffen, wenn er sagt, der Teufel sei eine Person im Verfall, er sei die Karikatur und die Perversion einer Person. Er hat etwas Fratzenhaftes und etwas geradezu Verrücktes an sich, und in der Tat ist er verrückt. Denn es ist aberwitzig und verrückt, sich an die Stelle Gottes setzen zu wollen. Aber gerade dieses Verrückte, sein zu wollen wie Gott und selbst über Gut und Böse zu entscheiden, ist die Urversuchung, vor der wir seit Urzeiten stehen (Gen 3,5).

So mächtig das Böse und der Böse auch ist, so fürchterlich sie in der Welt wüten mögen und tatsächlich auch wüten, der Beter ist überzeugt, dass die Macht des Bösen nur die zweitstärkste Macht ist. Gott ist stärker. Er allein hat die Macht, das oder den Bösen zu besiegen, und er hat sie in Jesus Christus auch besiegt. Schon zu Beginn seines öffentlichen Wirkens hat Jesus bei der dreifachen Versuchung in der Wüste, den – wie wir

vielleicht sagen können – Zweikampf mit dem Teufel aufgenommen und bestanden (Mt 4,1-n). „Wir haben ja nicht einen Hohepriester, der nicht mitfühlen könnte mit unseren Schwächen, sondern einen, der in allem wie wir versucht worden ist, aber nicht gesündigt hat“ (Hebr 4,15).

Der Höhepunkt der Auseinandersetzung geschah am Kreuz. Durch die freiwillige Übernahme des Todes hat Jesus die Todesmächte in der Welt auf sich genommen und sie durch die Auferstehung von den Toten endgültig besiegt. Vor ihm müssen nun alle himmlischen, irdischen und unterirdischen Mächte ihre Knie beugen und bekennen: „Jesus Christus ist der Herr zur Ehre Gottes des Vaters“ (Phil 2,10-n). Das ist der Hoffnungsanker, den wir in der Vaterunser-Bitte „*Erlöse uns vor dem Bösen*“ zum Ausdruck bringen.

Die letzte Vaterunser-Bitte „*Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen*“ ist die Konkretisierung dessen, worum wir in der zentralen Vaterunser-Bitte um das Kommen des Reiches Gottes gebetet haben. Das Reich Gottes kommt nicht in eine neutrale und schon gar nicht in eine heile Welt, sondern, wie das vierte Evangelium sagt, in *diese* Welt, die in vieler Hinsicht böse ist und in der wir der Versuchung des Bösen ausgesetzt sind. Gott lässt das zu, weil er uns das Geschenk unserer Freiheit nicht nehmen will. Aber mit dem Kommen des Reiches Gottes kommt er uns zur Hilfe. Denn das Reich Gottes, das mit Jesus in die Welt gekommen ist, ist der Sieg über Unrecht, Lüge, Hass und Gewalt. Darauf können wir uns unbedingt verlassen. Gott ist treu. Er hält

die Macht des Bösen nieder und besiegt sie; er bewahrt uns in der Versuchung. In der Kraft Gottes können auch wir sie bestehen und das Böse besiegen.

In der Liturgie der Eucharistie wird dem Vaterunser die Einfügung (*Embolismus*) angefügt: „Erlöse uns von allem Bösen und gib Frieden in unseren Tagen. Komm uns zu Hilfe mit deinem Erbarmen und bewahre uns vor Verwirrung und Sünde, damit wir voll Zuversicht das Kommen unseres Erlösers Jesus Christus erwarten.“ Dieser Einschub ist der beste Kommentar zur Vaterunser-Bitte „*Führe uns nicht in Versuchung*.“ Er spricht nicht von einem böartigen Gott, der uns in die Versuchung hineinführen könnte, sondern von dem Gott, der uns in einer Welt voller Versuchungen voll Erbarmen zu Hilfe kommt, der uns Mut, Zuversicht und Hoffnung schenkt, in seiner Kraft das Böse zu überwinden.

Seid wachsam und betet

Paulus zieht im Brief an die Römer die Schlussfolgerung aus dem Gesagten: Als Christen sind wir auf den Tod Christi getauft, damit wir auch an seiner Auferstehung zum neuen Leben teilhaben. Für die Sünde tot, sollen wir für Gott in Christus Jesus leben. Wir sollen unsere Glieder nicht der Sünde zur Verfügung stellen als Waffen der Ungerechtigkeit, sondern als Waffen der Gerechtigkeit in den Dienst Gottes (Röm 6,3-14). In diesem wie in anderen Texten des Neuen Testaments wie bei den Kirchenvätern wird das christliche Leben als Soldatendienst für Christus, als *militia Christi*, beschrieben.

„Zieht an die Waffenrüstung Gottes, um den listigen Anschlägen des Teufels

zu widerstehen. Denn wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen Mächte und Gewalten, gegen die Weltherren dieser Finsternis, gegen die bösen Geister in den himmlischen Bereichen. Darum legt die Waffenrüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils widerstehen, alles vollbringen und standhalten könnt!“ (Eph 6,u -13).

Schon Jesus hat seinen Jüngern empfohlen: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet“ (Mt 26,41). Bei Lukas ist diese Mahnung noch verschärft: „Wachet und betet allezeit!“ (Lk 21,36). „Bedenkt dies: Wenn der Herr des Hauses wüsste, in weleher Stunde in der Nacht der Dieb kommt, würde er wach bleiben und nicht zulassen, dass man in sein Haus einbricht. Darum haltet auch ihr euch bereit!“ (Mt 24,43- 44). Diese Mahnung zu Wachsamkeit, Nüchternheit und Gebet findet sich im Neuen Testament an sehr vielen Stellen. Die Bibel will nicht harmlos naive, schlafende Christen, sondern Christen, die hellwach sind, den Gefahren in der Welt nüchtern ins Auge schauen, die bei aller Weltoffenheit und bei aller Freude und Dankbarkeit für das Schöne in der Welt nicht hoffnungslos, harmlos und naiv sind. Der Teufel schläft nicht. So sollen wir wachsam sein und im Beten um Erlösung vom Bösen nicht nachlassen (Eph 6,18; Kol 4,2; 1 Thess 5,6; 1 Petr 4,7; 5,8; Offb 3,3; 16,15).

Vieles deutet darauf hin, dass wir diese Mahnung in jüngerer Zeit zu wenig ernst genommen haben und müde und schläfrig geworden sind. Inzwischen ziehen sich Gewitterwolken zusammen. Wir sind Zeugen von Katastrophen in

der Welt, in vielen Ländern der Verfolgung der Christen. Wir sehen die Ermüdungserscheinungen vor allem in den westlichen Ländern. Wir erfahren sie auch an uns selbst. Wir sind in der Gefahr, durch Anpassung an die Welt die christliche Freiheit der Entschiedenheit für Gottes Reich und seine Gerechtigkeit gegen eine weltliche Freiheit des *laissez faire* und *laissez passer* einzutauschen.

Im Vaterunser bitten wir darum, dass wir die Zeichen der Ankunft des Reiches Gottes, das in unserer Zeit wie in aller Zeit Gewalt leidet (Mt 11,12), erkennen. Wir beten, dass Gott unsere erschlafften Glieder neu für den geistlichen Kampf stärke, damit wir nicht in Versuchung fallen, sondern vom Bösen erlöst werden und in unserem Leben und Wirken uns dem Reich Gottes öffnen und ihm mit neuem Schwung entgegengehen.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel



Papst Benedikt XVI. (Joseph Ratzinger) hat ein dreibändiges Werk über das Leben Jesus von Nazaret geschrieben. Der letzte Band behandelt die Kindheitsgeschichte Jesu und schließt ab mit einem Epilog "Der zwölfjährige Jesus im Tempel". Der Text ist im folgenden Artikel abgedruckt und ist wie die drei Bände im Herder-Verlag erschienen.

Über die Geschichte von der Geburt Jesu hinaus hat uns der heilige Lukas noch ein kostbares kleines Überlieferungsstück aus der Kindheit aufbewahrt, in dem auf eigentümliche Weise das Geheimnis Jesu aufleuchtet. Es wird uns erzählt, dass Jesu Eltern jedes Jahr am Pascha-Fest nach Jerusalem pilgerten. Die Familie Jesu war fromm, sie beobachtete das Gesetz.

In den Darstellungen der Gestalt Jesu wird manchmal fast nur das Umstürzlerische, das Vorgehen Jesu gegen falsche Frömmigkeit aufgezeigt. Jesus erscheint so als Liberaler oder als Revolutionär. In der Tat hat Jesus in seiner Sendung als Sohn eine neue Phase des Gottesverhältnisses eingeleitet, in der er eine neue Dimension der menschlichen Beziehung zu Gott eröffnet hat. Aber dies ist nicht ein Angriff auf die Frömmigkeit Israels. Die Freiheit Jesu ist nicht die Freiheit des Liberalen. Es ist die Freiheit des Sohnes und so die Freiheit des wahrhaft Frommen. Als Sohn bringt Jesus eine neue Freiheit, aber es ist nicht die Freiheit des Bindungslosen, sondern die Freiheit des-

sen, der eins ist mit dem Willen des Vaters und der den Menschen zu der Freiheit des inneren Einsseins mit Gott verhilft. Jesus ist nicht gekommen, um abzuschaffen, sondern um zu erfüllen (vgl. Mt 5,17). Diese aus dem Sohnsein kommende Verbindung von radikaler Neuheit und ebenso radikaler Treue erscheint gerade auch in der kleinen Geschichte vom Zwölfjährigen; ja, ich würde sagen, sie ist der eigentliche theologische Gehalt, auf den sie abzielt.

Kehren wir zurück zu den Eltern Jesu. Die Tora schrieb vor, dass jeder Israelit zu den drei großen Festen – Pascha, Wochenfest (Pfingsten) und Laubhüttenfest – im Tempel zu erscheinen habe (vgl. Ex 23,17; 34,23 f; Dt 16,16 f). Die Frage, ob auch die Frauen zu dieser Pilgerschaft verpflichtet waren, war zwischen den Schulen Schammai und Hillel umstritten. Für Knaben galt die Verpflichtung vom vollendeten 13. Lebensjahr an. Aber zugleich galt, dass sie sich allmählich an die Gebote zu gewöhnen hatten. Dem konnte die Wallfahrt mit bereits zwölf Jahren dienen. Dass Maria und Jesus mit bei der Wallfahrt gewesen sind, zeigt also noch einmal die Frömmigkeit der Familie Jesu an.

Beachten wir dabei auch den tieferen Sinn der Wallfahrt: Israel bleibt im dreimaligen Gehen zum Tempel gleichsam ein pilgerndes Gottesvolk, das immer auf dem Weg zu seinem Gott ist und seine Identität und seine Einheit immer wieder von der Begegnung mit Gott in dem einen Tempel empfängt. Die heilige Familie reiht sich in diese große Weggemeinschaft zum Tempel und zu Gott hin ein. Bei der Heimreise geschieht etwas Überraschendes. Jesus reist nicht mit, son-

dern bleibt in Jerusalem. Seine Eltern bemerken dies erst am Ende des ersten Pilgertages. Für sie war es offenbar ganz normal, anzunehmen, Jesus sei irgendwo in der Pilgergruppe. Lukas gebraucht dafür das Wort *synodia* – „Weggemeinschaft“ –, den Fachausdruck für die Reisekarawane. Von unserem vielleicht etwas zu engherzigen Bild der heiligen Familie her verwundert uns dies. Es zeigt uns aber sehr schön auf, dass in der heiligen Familie Freiheit und Gehorsam auf eine gute Weise ineinandergingen. Dem Zwölfjährigen war es freigestellt, sich mit Altersgenossen und Freunden zusammenzutun und bei der Wanderung in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Freilich – am Abend erwarteten ihn seine Eltern. Dass er dann nicht da war, hat nichts mehr mit der Freiheit der jungen Leute zu tun, sondern verweist auf eine andere Ebene, wie sich zeigen sollte: auf die besondere Sendung des Sohnes. Für die Eltern begannen damit Tage voller Angst und Sorge. Der Evangelist erzählt uns, dass sie Jesus erst nach drei Tagen im Tempel wiederfanden, wo er mitten unter den Lehrern saß, ihnen zuhörte und Fragen stellte (vgl. Lk 2,46).

Die drei Tage lassen sich ganz praktisch erklären: Einen Tag waren Maria und Josef nach Norden gewandert, einen weiteren Tag benötigten sie zur Rückkehr, und am dritten Tag haben sie Jesus schließlich gefunden. Obwohl die drei Tage also eine durchaus realistische Zeitangabe sind, muss man dennoch Rene Laurentin recht geben, der hier einen stillen Verweis auf die drei Tage zwischen Kreuz und Auferstehung heraushört. Es sind Tage der erlittenen Abwesenheit Jesu, Tage des Dunkels, dessen Schwere man in den

Worten der Mutter empfindet: „Kind, wie konntest du uns das antun? Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht“ (Lk 2,48). So geht hier vom ersten Pascha Jesu ein Bogen hin zu seinem letzten, dem Pascha des Kreuzes.

Die göttliche Sendung Jesu sprengt alle menschlichen Maße und wird für den Menschen immer wieder zum dunklen Geheimnis. Etwas von dem Schwert des Schmerzes, von dem Simeon gesprochen hatte (vgl. Lk 2,35), wird in dieser Stunde für Maria spürbar. Je näher ein Mensch zu Jesus kommt, desto mehr wird er in das Mysterium seiner Passion einbezogen.

Die Antwort Jesu auf die Frage der Mutter ist gewaltig: Wie? Ihr habt mich gesucht? Wusstet ihr denn nicht, wo ein Kind sein muss? Dass es im Haus des Vaters sein muss, „in dem, was des Vaters ist“ (Lk 2,49)? Jesus sagt den Eltern: Ich bin genau dort, wo ich hingehöre – beim Vater, in seinem Haus.

Vor allem zweierlei ist wichtig an dieser Antwort. Maria hatte gesagt: „Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Jesus korrigiert sie: Ich *bin* beim Vater. Nicht Josef ist mein Vater, sondern ein anderer – Gott selbst. Zu ihm gehöre ich, bei ihm bin ich. – Kann die Gottessohnschaft Jesu noch deutlicher dargestellt werden?

Damit hängt unmittelbar das Zweite zusammen. Jesus spricht von einem „Muss“, dem er folgt. Der Sohn, das Kind *muss* beim Vater sein. Das griechische Wort *dei*, das Lukas hier gebraucht, kehrt in den Evangelien immer dort wieder, wo Gottes Willensverfügung dargestellt wird, der Jesus untersteht. Er „muss“ viel leiden, verworfen werden, getötet werden

und auferstehen, sagt er nach dem Petrusbekenntnis zu seinen Jüngern (vgl. Mk 8,31). Dieses „Muss“ gilt auch schon in dieser frühen Stunde: Er *muss* beim Vater sein, und so wird sichtbar, dass das, was als Ungehorsam oder als ungehörige Freiheit den Eltern gegenüber erscheint, in Wirklichkeit gerade Ausdruck für seinen Sohnesgehorsam ist. Er ist im Tempel nicht als Rebell gegen die Eltern, sondern gerade als Gehorchender, mit dem gleichen Gehorsam, der zum Kreuz und zur Auferstehung führt.

Der heilige Lukas beschreibt die Reaktion von Maria und Josef auf Jesu Wort mit zwei Aussagen: „Sie verstanden das Wort nicht, das er ihnen sagte“, und „Maria bewahrte all diese Worte in ihrem Herzen“ (Lk 2,50-51). Das Wort Jesu ist zu groß für den Augenblick. Auch der Glaube Marias ist ein Glaube „unterwegs“, ein Glaube, der immer wieder im Dunkel steht und im Durchschreiten des Dunkels reifen muss. Maria versteht das Wort Jesu nicht, aber sie bewahrt es in ihrem Herzen und lässt es darin allmählich zur Reife kommen.

Die Worte Jesu sind immer wieder größer als unser Verstand. Immer wieder übersteigen sie unsere Einsicht. Die Versuchung, sie zu verkleinern, sie auf unsere Maße zurechtzubiegen, ist begreiflich. Zur rechten Auslegung gehört gerade die Demut, diese uns oft überfordernde Größe stehen zu lassen, nicht Jesu Worte zu verkleinern mit der Frage, was wir ihm „zutrauen“ dürfen. Er traut uns Großes zu. Glauben heißt, sich dieser Größe zu unterwerfen und langsam in sie hineinzuwachsen.

Maria wird dabei von Lukas ganz bewusst als die vorbildlich Glaubende dar-

gestellt: „Selig bist du, die du geglaubt hast“, hatte Elisabet zu ihr gesagt (Lk 1, 45). Mit der in der Kindheitsgeschichte zweimal vorgebrachten Bemerkung, dass Maria die Worte in ihrem Herzen bewahrte (Lk 2, 19, 51), verweist Lukas, wie gesagt, auf die Quelle, aus der er bei seiner Erzählung schöpft. Zugleich erscheint Maria nicht nur als die große Glaubende, sondern als das Bild der Kirche, die das Wort Gottes in ihrem Herzen bewahrt und weiterträgt.

„Dann kehrte er mit ihnen nach Nazaret zurück und war ihnen untertan...Jesus aber wuchs heran und nahm zu an Weisheit und Alter und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen“ (Lk 2, 51f). Nach dem Augenblick, in dem der größere Gehorsam aufleuchtete, in dem Jesus stand, kehrt er in die normale Situation seiner Familie zurück – in die Demut des einfachen Lebens und in den Gehorsam gegen seine irdischen Eltern.

Die Aussage von Jesu Wachsen an Weisheit und Alter fügt Lukas aus dem 1. Samuel-Buch die Formel hinzu, die sich dort auf Samuel bezieht (vgl. 2,26): Er wuchs an Gunst (Gnade, Wohlgefallen) bei Gott und bei den Menschen. Der Evangelist greift damit noch einmal den Zusammenhang zwischen der Geschichte von Samuel und der Kindheitsgeschichte Jesu auf, der zuerst im Magnifikat, dem Lobgesang Marias bei der Begegnung mit Elisabet, erschienen war. Dieser Hymnus der Freude und der Lobpreisung des Gottes, der die Kleinen liebt, ist eine Neufassung des Dankgebetes, mit dem Hanna, die Mutter Samuels, die kinderlos gewesen war, für das Geschenk des Knaben dankt, und mit dem der Herr ihr Leid gewendet

hatte. In der Jesusgeschichte, so sagt uns der Evangelist mit seiner Zitation, wiederholt sich die Geschichte von Samuel auf einer höheren Ebene, in endgültiger Weise.

Wichtig ist auch, was Lukas über Jesu Wachstum nicht nur an Alter, sondern auch an Weisheit sagt. Zum einen ist in der Antwort des Zwölfjährigen deutlich geworden, dass er den Vater – Gott – von innen her kennt. Er allein kennt Gott, nicht nur durch Menschen, die ihn bezeugen, sondern er erkennt ihn in sich selbst. Er steht mit dem Vater als Sohn auf du und du. Er lebt in seiner Anwesenheit. Er sieht ihn. Johannes sagt, dass er der Einzige ist, der am Herzen des Vaters ruht und daher von ihm Kunde geben kann (vgl. Joh 1,18). Genau dies wird in der Antwort des Zwölfjährigen deutlich: Er ist beim Vater, er sieht die Dinge und die Menschen in seinem Licht.

Und doch gilt zugleich, dass seine Weisheit wächst. Als Mensch lebt er nicht in einem abstrakten Allwissen, sondern ist er eingewurzelt in eine konkrete Geschichte, in Ort und Zeit, in die Phasen menschlichen Lebens, und empfängt die konkrete Gestalt seines Wissens daraus. So erscheint hier ganz deutlich, dass er auf menschliche Weise gedacht und gelernt hat.

Es wird wirklich sichtbar, dass er wahrer Mensch und wahrer Gott ist, wie es der Glaube der Kirche formuliert. Das Ineinander von beiden können wir letztlich nicht definieren. Es bleibt Geheimnis, und doch erscheint es ganz konkret in der kleinen Geschichte von Zwölfjährigen, die damit zugleich die Tür auf tut in das Ganze seiner Gestalt, das uns dann die Evangelien erzählen.

Vergebung empfangen



Von Papst Franziskus bei der Frühmesse am 7. April 2014 (Ursprünglich berichtet in der deutschen Wochenausgabe des Osservatore Romano am 18. April 2014); nachfolgender Text entnommen dem Buch Papst Franziskus „Deine Auferstehung schenkt uns Leben“ St. Benno-Verlag:

Im Evangelium [...] (Joh 8,1 -11) wird die Geschichte der Ehebrecherin erzählt. „Wir begegnen Jesus: er saß da, unter sehr vielen Menschen, als Katechet, er lehrte.“ Dann „nähten sich ihm die Schriftgelehrten und die Pharisäer mit einer Frau, die sie herbeizerrten, vielleicht mit gefesselten Händen, wir können es uns vorstellen“. Und so „stellten sie sie in die Mitte und beschuldigten sie: Das ist eine Ehebrecherin!“ Sie „klagen sie öffentlich an“. Und, so berichtet das Evangelium, sie stellten Jesus eine Frage: „Was müssen wir tun mit dieser Frau? Du sprichst über die Güte, aber Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, dass wir sie töten sollen!“ Sie „sagten das“, merkte der Papst an, „um ihn auf die Probe zu stellen, um einen Vorwand zu haben, um

ihn anzuklagen.“ In der Tat, „wenn Jesus gesagt hätte: ja, fangt mit der Steinigung an“, dann hätten sie die Möglichkeit gehabt, zu den Leuten zu sagen: „Ach, ist das euer ach so guter Meister? Schaut, was er dieser armen Frau angetan hat!“ Wenn Jesus hingegen „gesagt hätte, nein, die arme Frau, vergebt ihr!“, dann hätten sie ihn beschuldigen können, „das Gesetz nicht zu erfüllen“. Ihr einziges Ziel sei gewesen, Jesus „auf die Probe zu stellen und ihm eine Falle zu stellen“. „Die Frau war ihnen völlig gleichgültig; die Ehebrecher waren ihnen gleichgültig.“ Jesus seinerseits wollte, obwohl viele Menschen ihn umringten, „mit der Frau allein zurückbleiben, er wollte das Herz dieser Frau ansprechen, das ist für Jesus das Wichtigste“. Und „das Volk war allmählich weggegangen“, nachdem es seine Worte gehört hatte: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie.“ „Das Evangelium“, so kommentierte der Bischof von Rom, „berichtet mit einer gewissen Ironie, dass alle weggegangen seien, einer nach dem anderen, angefangen bei den Ältesten: Man sieht, dass sie in der Himmelsbank ein schönes Sündenkonto eröffnet hatten!“ Nun sei „der Augenblick des Beichtvaters Jesus gekommen“. Er bleibe „allein mit der Frau“, die „da in der Mitte“ stehengeblieben sei. In der Zwischenzeit „hatte sich Jesus gebückt und mit dem Finger auf die Erde geschrieben. Einige Exegeten sagen, dass Jesus die Sünden dieser Schriftgelehrten und Pharisäer niedergeschrieben habe, vielleicht ist das auch nur Einbildung.

Dann „richtete er sich auf und schaute“ die Frau an, die sich „sehr schämte, und sagte zu ihr: „Frau, wo sind sie geblieben? Hat dich keiner verurteilt?“ Wir sind allein hier, du und ich. Du im Angesicht Gottes. Ohne Beschuldigungen, ohne Gerede: Du und Gott“.

Die Frau erklärte nicht etwa, ein Opfer „falscher Anschuldigungen“ geworden zu sein, sie verteidigte sich nicht, indem sie behauptete: „Ich habe keinen Ehebruch begangen.“ Nein, „sie gesteht ihre Sünde“ und antwortet Jesus: „Keiner Herr, hat mich verurteilt.“ Jesus seinerseits sagte zu ihr: „Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr“, um keine solche Schande zu erleben, um Gott nicht zu beleidigen, um nicht die schöne Beziehung zwischen Gott und seinem Volk zu beflecken.“

Also „vergibt Jesus. Aber wir haben es hier mit etwas mehr als der Vergebung zu tun. Denn Jesus geht als Beichtvater über das Gesetz hinaus.“ In der Tat „sagte das Gesetz, dass sie bestraft werden musste“. Im Übrigen war Jesus „ohne Sünde und hätte den ersten Stein werfen können“. Aber er „geht darüber hinaus. Er sagt nicht zu ihr: Der Ehebruch ist keine Sünde. Aber er verurteilt sie nicht nach dem Gesetz.“ Genau das „ist das Geheimnis der Barmherzigkeit Jesu“. So gehe „Jesus, um Barmherzigkeit zu üben“, über „das Gesetz hinaus, das die Steinigung vorschrieb“. Er gehe so weit, zu der Frau zu sagen, sie solle in Frieden gehen. „Die Barmherzigkeit“, so erläuterte der Papst, „ist etwas, das schwer zu verstehen ist: sie tilgt die Sünden nicht“, denn was die Sünden tilgt, „ist die Vergebung Gottes.“ Aber „die Barmherzigkeit ist die Art und Weise, auf die Gott vergibt.“ Denn „Je-

sus hätte sagen können: Aber, ich vergeb dir, geh! Wie er zu jenem Gelähmten gesagt hat: Deine Sünden sind dir vergeben!“ In dieser Situation „geht Jesus noch darüber hinaus“ und er empfehle der Frau „nicht mehr zu sündigen“. Und „hier sieht man das barmherzige Verhalten Jesu: Er verteidigt die Sünder vor ihren Feinden, er verteidigt den Sünder vor einer gerechten Verurteilung“.

Das, so fügte der Papst hinzu, „gilt auch für uns“. Und er bekräftigte: „Wie viele von uns würden doch verdienen, eine Strafe zu erhalten! Und sie wäre auch gerecht. Aber er vergibt!“ Wie? „Mit Barmherzigkeit“, die „alle Sünde nicht auslöscht: es ist die Vergebung Gottes, die sie auslöscht“, „während die Barmherzigkeit noch darüber hinausgeht“. Sie sei „wie der Himmel, wir schauen den Himmel an, die vielen Sterne, aber wenn am Morgen die Sonne aufgeht, dann kann man vor lauter Licht die Sterne nicht mehr sehen“. Und „so ist die Barmherzigkeit Gottes: ein großes Licht der Liebe, der Zärtlichkeit“. Denn „Gott vergibt nicht per Dekret, sondern mit einer Liebkosung“. Er tue das, „indem er die Wunden unserer Sünden streichelt, denn er hat Teil an der Vergeltung, er hat Teil an unserem Heil.“

Auf diese Weise, so schloss Papst Franziskus, „ist Jesus Beichtvater“. Er demütige die ehebrecherische Frau nicht, „er sagt nicht zu ihr: Was hast du getan, wann hast du es getan, wie hast du es getan und mit wem hast du es getan?“ Es sagt dagegen zu ihr, sie solle „gehen und nicht mehr sündigen: das ist die große Barmherzigkeit Gottes, die große Barmherzigkeit Jesu: uns zu vergeben, indem er uns liebkost“.

Gerechtigkeit im Überfluss

Franz Kamphaus, geb. 1932; Studium der Kath. Theologie und Philosophie an der Universität Münster und an LMU München, wurde am 21. Februar 1959 zum Priester geweiht. 1968 promovierte er zum Doktor theol. und war ab 1982 Professor für Pastoraltheologie und Homiletik. 1982 berief ihn Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Limburg bis er dann mit 75 Jahren als Bischof von Limburg abtrat. Er ist heute noch Seelsorger im Vincentstift Aulhausen im Rheingau. Er schrieb eine ganze Anzahl von Büchern, eines davon heißt „Was dir zum Frieden dient“, erschienen 1983 bei Herder. Der folgende Text mit der Überschrift „Gerechtigkeit im Überfluss“ ist diesem Buch entnommen:

Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich. Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen (Mt 5,17-20)

Gesetz, Buchstabentreue bis zum I-Punkt. Das sieht nicht nach Evange-



lium aus, schon gar nicht nach Bergpredigt. Wird hier nicht die Gesetzlichkeit auf die Spitze getrieben? Jesus hat doch gerade die Engführung auf das Gesetz überwunden. Ist nicht die Bergpredigt der klassische Beweis dafür?

Das sind keine rhetorischen Fragen, sie betreffen uns bis heute. Die Verse, denen wir hier nachgehen, gehören zu den schwierigsten im Neuen Testament. Es sind schon viele hundert Seiten zu ihrer Interpretation geschrieben worden, und wer sich auf die umfangreiche Literatur einlässt, kann leicht in einen Dschungel geraten.

Soviel ist sicher: der Text nimmt in der Bergpredigt eine Schlüsselstellung ein, er ist die Eingangstür zu den Antithesen. Wer die Friedensbotschaft der Bergpredigt im Sinne des Evangeliums hören will, muss durch dieses Tor gehen. Dabei ist es gut, auf jeden der vier Verse genau zu achten.

Bis zum I-Tüpfelchen ...

Vers 18 schärft die bleibende Bedeutung des Gesetzes ein: Es gilt ohne Einschränkung bis zum letzten Jota, bis in seine äußersten Verästelungen, es steht fest wie die Welt. – Eine solche Gesetzlichkeit irritiert. Kann Jesus das gewollt haben? Bei allem, was wir von ihm wissen, passt das kaum zu ihm. In den unmittelbar folgenden sechs Antithesen heißt es immer wieder: „Ihr habt gehört, dass (zu den Alten) gesagt worden ist... Ich aber sage euch...“ Da vergeht doch offenkundig mehr als ein Jota vom Gesetz. Zudem erzählt Matthäus, Jesus habe den Sabbat gebrochen (12,8) und sich über die Speisegesetze hinweggesetzt (15,11). Wie ist das mit der geforderten Gesetzestreue zu vereinbaren? Wie nach Vers 18 auch nicht ein Jota vom Gesetz fallen darf, so nach Vers 19 nicht das kleinste Gebot. Beide Verse verfolgen dieselbe Tendenz. Dabei wird die Einheit von Wort und Tat nachdrücklich betont. Es genügt nicht, verbal für das Gesetz einzutreten. Die Praxis fällt mit in die Waagschale.

... das Gesetz erfüllen

Gesetzestreue bis zum I-Tüpfelchen – wie ist das zu verstehen? Der Evangelist gibt dieser Aussage einen bestimmten Rahmen und damit eine Richtung.

Vers 17 ist eine Art christologischer Grundsatzklärung und steht betont voran. Es geht um Jesu Sendung. Offenbar gibt es Leute in der Gemeinde, die von einem anderen Jesus träumen, als er sich selbst nach dem Zeugnis des Evangelisten verstanden hat: „Denkt nicht,

ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen.“ Nicht – sondern: die Auseinandersetzung ist unverkennbar. Der Wert des Gesetzes steht in Frage. Gesetz ist dabei nicht als Sammlung von Paragraphen zu verstehen. In der Verbindung von „Gesetz und Propheten“ meint es die Summe des im Alten Testament verbürgten Gotteswortes. Jesus ist nicht gekommen, diesen erklärten Willen Gottes abzuschaffen, sondern ihn zu „erfüllen“. Dabei ist nicht an Norm- oder Sollerfüllung gedacht, sondern an die Vollendung des einmal Begonnenen. Gott bleibt bei seinem Wort. Er ändert es nicht, er führt es zum Ziel. Er macht durch Jesus deutlich, was „das Gesetz und die Propheten“ meinen. Ihr Ziel hat der Evangelist an exponierter Stelle unübersehbar markiert: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen! Darin besteht das Gesetz und die Propheten“ (7,12). Dieser Vers, der ausdrücklich auf 5,17 Bezug nimmt, zeigt, dass das Gesetz mit jedem Buchstaben bis zum I-Punkt auf das Liebesgebot angelegt ist und in ihm zur Erfüllung kommt. Am Gebot der Gottes- und Nächstenliebe „hängt das ganze Gesetz samt den Propheten“ (22,40) – wie die Tür in der Angel.

Die Liebe ist der Schlüssel für die Auslegung des Gesetzes. Weil der Evangelist das Gesetz durch Jesu Wort und Tat, durch sein ganzes Leben erfüllt sieht, kann er dessen bleibende Bedeutung so nachdrücklich unterstreichen.

Damit ist nun auch klarer, was Vers 20 sagen will, der programmatische Satz zum Auftakt der Antithesen: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer

ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Hier wird nicht ein noch strengerer Pharisäismus (mit einer noch größeren Anzahl von Geboten und Verboten) gefordert. Diese Art von Gesetzesverschärfung, wie sie in der Qumrangemeinde geherrscht hat, ist Jesus fremd. Ihm geht es um eine andere, „weit größere“ Gerechtigkeit. Das betreffende griechische Wort im Urtext bedeutet „überfließen“. Die Fülle der Heilszeit ist damit zum Ausdruck gebracht, der „Überfluss“ der Liebe Gottes, in dem Jesus das Gesetz „erfüllt“ hat. Diese neue Gerechtigkeit, die Jesus eröffnet hat, liegt nicht außerhalb des Gesetzes, sie geht ihm auf den Grund. Ohne Gesetz gibt es – so Matthäus – keine Gerechtigkeit, erst recht nicht die „weit größere“.

Der Streit um das Gesetz

Welchen Stellenwert hat das Gesetz? Diese Frage hat das Christentum von der ersten Generation bis heute bewegt. In der Auseinandersetzung, die der vorliegende Text bezeugt, geht es um die Frage nach dem jüdischen Gesetz, nach dem Rechtswillen Gottes also, wie er im Alten Testament überliefert ist. Welche Rolle spielt er in der christlichen Gemeinde? In der damaligen Auseinandersetzung werden Probleme sichtbar und Maßstäbe gesetzt, die uns auch heute in der Frage nach Recht und Gesetz betreffen. Der Evangelist hat deutlich zwei Gruppen im Auge, mit denen er sich auseinandersetzt. Er wendet sich – würden wir heute sagen – an die Adresse der „Traditionalisten“ und der „Progressisten“, nach „rechts“ und nach „links“.

Er steuert seinen Kurs zwischen den beiden Straßengräben.

Gefahr von „rechts“

Da sind die einen (damals die strengen Judenchristen), die sagen: Die Kirche hat die Tradition verraten, sie hat den im Alten Bund verbrieften Rechtswillen Gottes aufgekündigt. Sie hat das Gesetz abgeschafft und dadurch mit der Tradition gebrochen. Sie hat mit Berufung auf Jesus den gemeinsamen Boden des Alten Testaments verlassen. Matthäus erwidert ihnen: Nein, das ist nicht wahr. Was Gott den Vätern verkündet hat, das kommt mit Jesus ans Ziel. Er lässt den Alten Bund nicht fallen, er hebt ihn auf und erfüllt ihn. Gottes ursprünglicher Rechtswille bleibt gültig, freilich allein in der von ihm selbst legitimierten Auslegung seines Sohnes Jesus Christus. Das hat Konsequenzen. *Das* Auslegungskriterium ist fortan das Liebesgebot. Diesem Kriterium gemäß hat Jesus selbst durch sein Leben das Gesetz erfüllt, und er erwartet von seinen Jüngern, dass sie keine Abstriche machen von dieser „Erfüllung“ des Gesetzes (in der Liebe!).

Nicht wenige, die es mit dem Glauben und mit dem christlichen Leben ernst nehmen, fragen heute besorgt: Lläuft das Reden von Erneuerung in der Kirche nicht am Ende darauf hinaus, überlieferte Gesetze und Ordnungen abzuschaffen? Geraten wir damit nicht schließlich unter das Schlimmste aller Gesetze, unter das Gesetz des geringsten Widerstandes? – So viel ist klar, Erneuerung ist nicht zu erreichen nach der Devise: „Man nimmt’s halt nicht mehr so genau...“ Es kommt darauf an, den Wil-

len Gottes entschiedener zur Geltung zu bringen. Es geht nicht um weniger, es geht um mehr. Aber dieses „Mehr“, diese „weit größere Gerechtigkeit“, zu der Jesus im Namen Gottes aufruft, ist nicht ein „Mehr“ an Vorschriften und Gesetzen. Auf *die* Gerechtigkeit kommt es an, die „weit größer“ ist als die Gesetzesgerechtigkeit. Gottes Wille soll alles durchdringen, er soll wirksam werden über die Gesetzesordnung hinaus bis ins innerste Herz des Menschen. Das Gesetz bekommt einen neuen Stellenwert: Sein Wert wird an der Liebe gemessen.

Die konsequente Interpretation des Gesetzes durch die Liebe verhindert, dass sich das Gesetz verselbständigt. Denn dann ist schließlich nicht mehr Gott, sondern das Gesetz das eigentliche Gegenüber des Menschen. Es entartet zum Götzen. Gesetzeserfüllung wird dann zur Normerfüllung, zu etwas Messbarem, zur frommen Leistung. Man legt sich Heilsvorräte an und denkt, davon könne man zehren. Das große Rechnen beginnt: Der Mensch präsentiert Gott die Rechnung, wie es der Pharisäer im Tempel tut (vgl. Lk 18,9-14). Menschliches Handeln wird zum Handelsobjekt, die Gottesbeziehung zum Geschäft. Das Gesetz führt nicht mehr zur Begegnung mit Gott, sondern vereitelt sie. Die Auslegung des Gesetzes durch das Doppelgebot der Liebe lässt demgegenüber erkennen, dass das Gesetz allein in der personalen Relation zu Gott und zum Mitmenschen seinen Platz hat.

Gefahr von „links“

Der Evangelist setzt sich nicht nur mit den (judenchristlichen) Traditionalis-

ten auseinander, er wendet sich auch an die Adresse der (heidenchristlichen) Schwärmer. Es sind Leute, die vom Gesetz nichts mehr wissen wollen, Vertreter eines gesetzesfreien Christentums, sogenannte Antinomisten. Sie nehmen Jesus als den großen „Liberalen“ für sich in Anspruch, als den großen Revolutionär für eine neue Welt ohne Gesetz. Ihnen gegenüber betont Matthäus die bleibende Bedeutung des Gesetzes in der Auslegung durch Jesu Wort und Tat. Das, „was ich euch geboten habe“ (28,20), wird am Ende des Evangeliums in äußerster Konzentration zum Inhalt des Missionsauftrages.

Der Evangelist sagt den Enthusiasten, die ihm in seiner Gemeinde zu schaffen machen: Sicher, die überkommene Gesetzespraxis der Schriftgelehrten und Pharisäer reicht nicht aus. Jesus geht es um mehr, um die „weit größere Gerechtigkeit“. Aber damit hat er das Gesetz nicht durchgestrichen, er hat es auf einen gemeinsamen Nenner gebracht: die Liebe. Sie ist die Erfüllung des Gesetzes. Man kann nicht das Gesetz gegen die Liebe ausspielen. Täuscht euch nicht: „Viele falsche Propheten werden auftreten, und sie werden viele irreführen. Und weil die Missachtung von Gottes Gesetz überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten“ (Mt 24,11f). Gesetzlosigkeit dient nicht der Liebe, sondern lässt sie ausbrennen. Gesetz und Liebe dürfen nicht auseinandergerissen oder gegeneinander ausgespielt werden, sie gehören zusammen. Eins dient dem anderen.

Jesus sagt nicht: „Den Alten ist gesagt worden: Haltet euch ans Gesetz...Ich aber sage euch: Schafft das Gesetz ab

und handelt so, wie es euch passt...“ Er gibt sich nicht als der große „Liberale“, der einfach alles laufen lässt. Sein Anspruch ist entschiedener, er geht aufs Ganze.

Überfließende Gerechtigkeit

Jesus geht es um die „weit größere“ (wörtlich: „überfließende“) Gerechtigkeit. Das Bild vom „Überfluss“ bringt den gemeinten Sachverhalt treffend zum Ausdruck. Man stelle sich einen Brunnen vor: Wenn das Wasser heraussprudelt und über den Brunnenrand fließt, ist die Schale oft gar nicht mehr zu sehen. Das Gefäß tritt zurück vor dem „Überfluss“. So tritt in der „überfließenden“ Gerechtigkeit das Gesetz vor dem „Überfluss“ der Liebe zurück, ohne dass es aufgelöst wäre.

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (20,1-16) zeigt, was mit der „weit größeren Gerechtigkeit“ gemeint ist. Soodt wir es hören und weiterzusagen versuchen, macht es uns (warum wohl?) schwer zu schaffen: Ganztagsarbeiter und Kurzarbeiter bekommen denselben Lohn. Wir können die protestierenden Leute nur zu gut verstehen. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Das Verhalten Gottes wirft unsere Normen um, es entzieht sich den üblichen Berechnungen. Unsere Maßstäbe von Recht und Gerechtigkeit gehen vom Vergleichen aus: „Wie die Arbeit, so der Lohn. Lohn nach Leistung, Leistung nach Lohn. Wie du mir, so ich dir. Gleiches mit Gleichem. Jedem das Seine... Wo kommen wir sonst hin?“ Wir nennen das Gerechtigkeit, und wir können uns ein Leben ohne solches Vergleichen und

Abwägen kaum denken, nicht einmal wünschen. Was wägbare ist, soll abgewogen sein. So weit, so gut.

Die Berechtigung einer solchen Ordnung ist kaum zu bestreiten (es wäre ein Segen, wenn sie überall auf der Welt respektiert würde!). Sie wird im Gleichnis ausdrücklich anerkannt: „Mein Freund, dir geschieht kein Unrecht. Hast du nicht einen Denar mit mir vereinbart?“ (20,13). Vereinbarungen werden eingehalten, die Rechtsordnung bleibt gewahrt. Aber, wenn das alles ist? Das kann doch nicht alles sein! Gott geht es um mehr. Er zahlt nicht weniger, er zahlt weit mehr, als er müsste, weit über Tarif. Er lässt sich dieses „Mehr“ seiner Güte von niemandem verbieten, nicht im Namen der vergleichenden Gerechtigkeit, auch nicht im Namen weltlicher oder frommer Tarifverträge. Mit nichts in der Welt ist im letzten gesetzlich zu erfassen, was sich in Liebe als Geschenk frei gewährt. Gott wird dem Menschen auf seine (göttliche) Weise gerecht, in der „weit größeren Gerechtigkeit“, die Jesus gelebt und verkündet hat und für die er gestorben ist.

Was er für uns getan hat, ist in kein Maß zu fassen, ist durch kein Gesetz gefordert, es übersteigt unsere vergleichende Gerechtigkeit. Wo kämen wir hin, wenn er auf Gegenseitigkeit bestünde! Er geht weit über das hinaus, was sein muss, er geht tiefer hinein in das, was von Gott her sein soll, er geht Gottes Willen auf den Grund. Er ist die nicht rechnende, wahrhaft überfließende Gerechtigkeit Gottes. Er kommt aus dem Überfluss der Liebe, in der sich Gott an Welt und Mensch verschwendet. Die Antithesen sind eine Einladung, sich in

diese Bewegung einzulassen. Sie wollen das Gesetz nicht auflösen, sie gehen darüber hinaus, sie öffnen die Augen und das Herz für die weit größere Gerechtigkeit. Sie sprechen ein tiefes Wissen in uns an, dass unsere Welt in ihren Ordnungen vorläufig ist. „In allem ist etwas zu wenig“ (I. Bachmann). Sie rühren unsere Sehnsucht an, dass es anders werde mit uns – heil, ganz, „vollkommen“ (5,48).

„Gerechtigkeit schafft Frieden“

So lautet das Wort der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden. Was ist das für eine Gerechtigkeit, von der im Anschluss an Jesaja (32,17) gesagt wird, dass sie den Frieden schafft? Das ist nicht in einem Satz zu sagen, es bedarf der Differenzierung.

Die Gerechtigkeit, die Frieden schafft, bezieht sich zunächst auf die Achtung der allgemeinen Menschenrechte, die als Grundrechte einer freien staatlichen oder gesellschaftlichen Ordnung dienen. „Ihre Anerkennung ist die Brücke zum Frieden in Freiheit nach innen und außen.“ Wo sie zur Geltung kommen, ist das „Recht des Stärkeren“ ausgeschaltet.

So wichtig diese Gerechtigkeit ist, die sich am Gleichheitsgrundsatz orientiert (Waage als Symbol der Gerechtigkeit) und in deren Anerkennung Christen sich mit anderen Gruppen treffen, „die Erfahrung der Vergangenheit und auch unserer Zeit lehrt“, sagt Papst Johannes Paul II., „dass die Gerechtigkeit allein nicht genügt, ja, zur Verneinung und Vernichtung ihrer selbst führen kann, wenn nicht einer tieferen Kraft – der

Liebe – die Möglichkeit geboten wird, das menschliche Leben in seinen verschiedenen Bereichen zu prägen.“

Über die Erfahrung hinaus lehrt das Evangelium, dass die vergleichende Gerechtigkeit im Bemühen um den Frieden nicht das letzte Wort sein darf. Jesus hat die Rechtsebene nicht aufgelöst, aber er hat sie überschritten auf die „weit größere Gerechtigkeit“ hin, die er selbst gelebt hat, bevor er andere dazu berief. Das „Recht der Gnade“ ist letztlich Ursprung und Maßstab christlichen Handelns. Es setzt sich durch in jener „schöpferischen Liebe, die sich auch im Widerstand gegen das Unrecht von Hass und Vergeltungsdenken freihält, die vor allem das Böse in der Wurzel zu überwinden sucht. Diese Liebe wird sich mit aller Kraft und immer neu bemühen, den Gegner für den Frieden zu gewinnen, gewaltfreie Lösungen der Konflikte zu erschließen und Felder der Kooperation anzubieten“.

Diese „Verheißung und Weisung Jesu in der Bergpredigt gilt nicht nur den einzelnen Jüngern in seiner Nachfolge, sondern auch der Kirche insgesamt. In der Nachfolge Jesu ist die Kirche als ganze berufen, seine Friedensbotschaft weiterzuverkünden, deren Inhalte auf die Herausforderungen der Zeit hin zu bezeugen und sie unverkürzt zu Geltung zu bringen.“ Die Christen sind aufgefordert, das „Potential christlicher Friedensmöglichkeit...in politisches Friedenshandeln umzusetzen und einzubringen, damit auf diese Weise die Forderungen Jesu zur Gewaltlosigkeit und Feindesliebe auch in den gesellschaftlichen und politischen Strukturen zur Geltung kommen“.

Das Soldatenopfer gut angelegt ...

Seit über zwölf Jahren steht der ehemalige MMC-Präses und damalige Pfarrer der Pfarrei Otzing-Lailling Werner Maria Heß mit der Partnergemeinde Bukangara in Uganda im Kontakt. Mehrmals waren Priester der Diözese Kampala und einmal sogar Bischof Egidio selbst zu Besuch in Otzing. Als der jetzige Militärfarrer Werner Maria Heß im Rahmen seiner jetzigen Tätigkeit kürzlich für 4 Monate deutsche Soldaten im Camp Castor in Mali seel-

sorgerlich zu betreuen hatte, entschloss er sich – „da er schon mal in Afrika war“ – im Anschluss auch die Partnergemeinde zu besuchen und so die nötigen zahlreichen Impfungen doppelt zu nutzen.

Pfarrer John Baptist Kule und Father William Cleto Bwambale holten ihn morgens um 4.00 Uhr vom Flughafen in Kampala ab und fuhren mit ihm nach einer gemeinsamen Morgenmesse im Diözesanzentrum 8 Stunden über die



holprige Trans-Afrika-Road weiter in die Diözese Kasese. Der Pfarrgemeinderats-Vorsitzende Monday Francis hatte mit den Priestern für ihren Besuch aus Deutschland ein schönes Programm erarbeitet um ihm die 20 000 Seelen-Pfarrei in ihrer ungeschminkten Realität zu zeigen. Besondere Höhepunkte waren ein sehr lebendiger Begrüßungsgottesdienst, die Weihe eines Glockenturmes mit der aus Lailling stammenden gebrauchten Glocke, eine Dankesfeier mit den verschiedenen Gruppen der Pfarrei, die Besichtigung der bislang unterstützten Projekte, allen voran das neue „Staffhouse“ und der Rohbau der neuen Kirche. Immer wieder betonten die Gastgeber ihre Dankbarkeit für die empfangene Hilfe. Heß war besonders begeistert von dem Pastoral-Programm „Justice and Peace“: Priester und Laien werden hier aus ihrem Glauben heraus als Mediatoren aktiv, wenn es irgendwo familiäre, interethnische oder -religiöse Konflikte gibt. Mit dem Programm „Mikro-Kredite“ konnte schon vielen Familien geholfen werden, sich einen kleinen Straßenladen aufzubauen und so ihre Existenz zu sichern, sich etwas aufzubauen.

Wie groß die Armut in Uganda ist, zeigte sich nicht nur in dem Wasserkanister und der Plastikschüssel, die dem Gast als Dusche zur Verfügung gestellt wurden, sondern vor allem auch in den 18 Schulen und Kindergärten der Pfarrei. In der BRD würde kein Veterinäramt Schweineställe von der Art genehmigen wie dort der Kindergarten war: Rohe Bretter durch die der Wind pfiß, die Kinder dicht an dicht auf dem bloßen



Boden sitzend, Spielzeug – Fehlanzeige, Unterrichtsmaterial – Fehlanzeige, Toilette – kein Kommentar!

Im Pfarrgebiet gibt es zahlreiche Schulen mit Schulklassen bis zu 100 Schülern, die zu fünft in einer Schulbank sitzen oder auf dem nackten Boden mit einem Schulheft auf den Oberschenkeln. Kein einziger der 20 000 Pfarr-

angehörigen hat ein eigenes Auto, maximal ein Moped, auf dem dann alles – bis hin zum Bettgestell – transportiert wird. Arm, aber froh im Glauben, einfach, aber herzlich.

Werner Maria Heß besuchte auch das Grab von Father Patrick, dem ersten Pfarrer der Pfarrei Bukangara, der letztes Jahr mit 43 Jahren an Diabetes starb und seinen Nachfolger Father Modest, an den Heß schon viele Messstipendien zur Zelebration weitergeleitet hatte. Eine große Freude war der Besuch von Altbischof Egidio und dem derzeitigen Bischof Francis Kibele in Kampala und des kleinen Knabenseminars, das von 400 Jungen besucht wird, von denen mancher dort seine Berufung zum Priester entdeckt.

Aber nicht nur guter Priesternachwuchs, sondern auch zahlreiche Schwestern-Berufungen hat die Pfarrei schon hervorgebracht. Gleich neben dem Pfarrhaus in Bukangara – meist leben in der Diözese drei Priester in „Vita Communis“ zusammen – befindet sich das Noviziat der „Schwestern Unserer Lieben Frau von der Darstellung im Tempel“. Mit Tänzern, Gesängen, Gedichten und Trommelklang konnte auch hier ein wunderbarer religiöser Austausch stattfinden und Heß konnte sich selbst überzeugen, wie hier junge Mädchen und Frauen aus Uganda, aber auch aus den Nachbarländern, ihr Lebensglück als Ordensfrauen gefunden haben.

Einem treuen alten Mann, der täglich die hl. Messe besucht und eifrig den Rosenkranz betet, übergab Heß einen Rosenkranz aus Monstranz-Bohnen ge-

fertigt und trug ihm auf auch für die Sodalen der Straubinger-MMC zu beten. Gemeinsam betete man auf den Spuren des hl. Johannes Paul II. im Park der Ugandischen Märtyrer Karl Lwanga und Gefährten und führte sich im anglikanischen Museum die Glaubensstärke dieser Männer vor Augen. Auch ihnen empfahl Heß seine ehemaligen Sodalen.

Wie schön das Land ist, zeigt sich bei Kurz-Ausflügen zu den Quellen des Nils, zum Viktoria-See und zum National-Park.

Resümee der Reise:

Wie leicht ist es doch eigentlich, nachhaltig wirklich Gutes in der Welt zu wirken.

Möge allen, die treu und großzügig ihr Sodalenopfer geben, vom HERRN vergolten werden, was mit diesen Geldern schon viel Gutes getan werden konnte.



MilPf Werner Maria Heß sagt im Namen der Kindern von Bukangara ein herzliches Vergelt's Gott für 5000 €, die die Vorstandschaft der MMC für die Brüder und Schwestern in Uganda zur Verfügung gestellt hat.

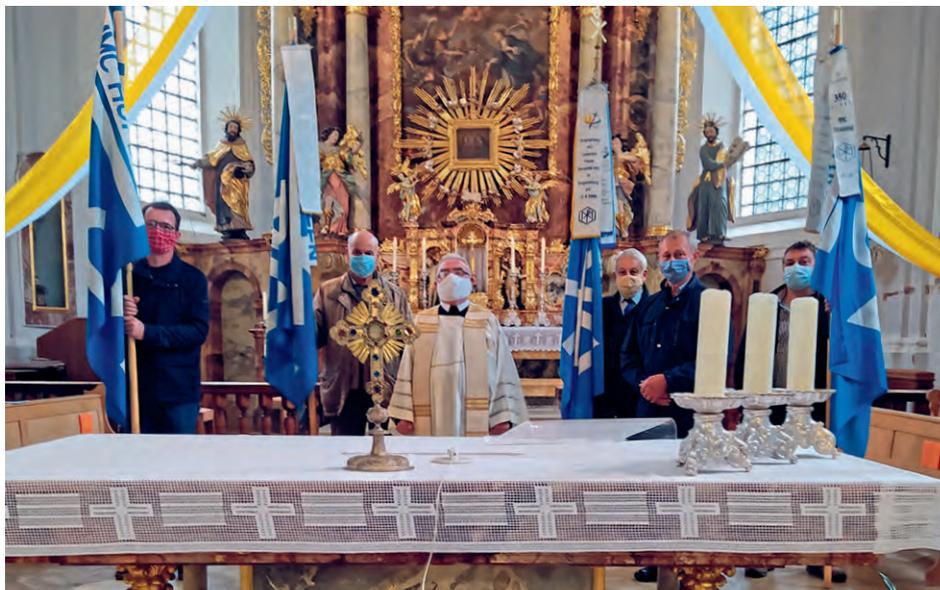
Waldler-Ave

Aus der Waldler-Messe von Eugen Hubrich und Ferdinand Neumeier



Gegrüßet seist Du, Maria.
Du Jungfrau, so liacht wie da Mai.
Du bist voll der Gnaden,
und stehst mir so müatterlich bei.
Der Herr ist mit Dir,
er verlasst ja sei Muatter gar nia.
Benedeit bist unter den Weibern.
Und alle fall'n nieder in d'Knia.
Und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes, Jesus!
Heilige Muatter Maria, bitt' für uns sündige Leut,
unser Liab, himmlische Jungfrau,
gilt Dir die ganz' Ewigkeit.
Bitt' für uns jetzt und im Stünderl,
wo unser Lehmsliacht ausgeht,
dass unser Seel aus'm Elend
zur höchsten Freud aufersteht!
Gnad gib uns in Gottes Namen,
wenn uns das Aug' müad zuafällt
und dann beim Absterben, Amen,
grüaßt die mit uns da ganze Wald!

Rückblick auf das Jahr 2020



Marienfeier Dreifaltigkeitsberg



Marienfeier Loh



Marienfeier Haindling



2. Hauptfest auf dem Bogenberg mit Pfarrer Bäuml

Obmännertag 2020



Obmännertag 2020



mit Neuwahl Präfekt Kolbinger

Pfarrkonvente und Ehrungen



Bischofsmais, Kirchberg



Ganacker, Großköllnbach, Kammern, Pilsting



Hailing, Hankofen



Leibfing, Schwimmbach, Metting



Pilgramsberg, Haukenzell, Rattiszell



Rettenbach



Saulburg, Pondorf, Hofdorf



Wetzelsberg



Viechtach, Schönauf, Wiesing

Leitung unserer Marianischen Männerkongregation Straubing

Zentralpräses: Pater Eberhard Lorenz OSB, Benediktinerabtei Metten,
Abteistraße 3, 94526 Metten, 0160 98791608, E-Mail: eberhard@kloster-metten.de

Präfekt: Josef Kolbinger, Herbststr. 2b, 94333 Geiselhöring, 09423/2009775,
E-Mail: kolbinger.geiselhoering@freenet.de

Vizepräfekt: Johann Ritzenberger, Sieghartstr. 19, 94315 Straubing, 09421/913243,
E-Mail: ritzenberger-j@t-online.de

Vizepräfekt: Josef Ramsauer, Hauptstr. 41, 94345 Aholting, 09429/1494,
E-Mail: ramsauer.josef@t-online.de

Assistenten:

Lothar Biendl, Finkengasse 4, 94348 Atting, 09429/8517
Herbert Malek, Stichweg 2/Paitzkofen, 94342 Straßkirchen

Konsultoren:

Bezirk Straubing: Walter Pfeffer, Amselstr. 11, Straubing, 0171 1586141
Bezirk Atting: Lothar Biendl, Finkengasse 4, Atting, 09429/8517
Bezirk Geiselhöring: Alois Lang, Großaich 2, Geiselhöring, 09480/1597
Bezirk Leiblfling: Christian Asböck, Multham 1, Mengkofen, 08733/1263
Bezirk Mitterfels: Josef Hainz, Wiespoint 40, Mitterfels, 09961/6831
Bezirk Oberwinkling: Egon Springer, Buchenstr. 10a, Deggendorf, 0991/4773
Bezirk Pilsting: Johann Schachtl, Schulstr. 4a, Ganacker, 09953/1063
Bezirk Pondorf: Alfred Geier, Aufrotherstr. 9, Münster, 09428/8676
Bezirk Straßkirchen: Rudolf Zollner, Untere Dorfstr. 5, Aiterhofen, 09421/33952
Bezirk Viechtach: Michael Schmid, Am Schochert 5, Bischofsmas, 09920/9038868
Bezirk Wiesenfelden: Johann Listl, Haag 421, Rettenbach, 09462/1605

Sekretariat: Ilse Gühmann, Am Platzl 39, 94315 Straubing,
Telefon und Fax 09421/10846, E-Mail: mmc-straubing@t-online.de,
Privat: Telefon 09420/621, Homepage: www.mmc-straubing.de
Bürozeiten: werktags von 9.00 Uhr bis 11.00 Uhr

Fahnenträger:

Josef Grotz, Welslerstraße 34, Straubing-Ittling, 09421/60512
Alfred Hirsch, Amselstr. 11b, Straubing, 09421/63421

Bankverbindungen:

SPK Niederb.-Mitte, IBAN: DE86 7425 0000 0240 0144 49, BIC: BYLADEM1SRG
Volksbank SR, IBAN: DE18 7429 0000 0000 0060 33, BIC: GENODEF1SR1

Herzliche Einladung zur Mitfeier der wöchentlichen MMC-Messe in der Karmelitenkirche

Liebe Sodalen und Leser/Leserinnen dieses Sodalenblatts,
das ganze Jahr über findet regelmäßig jede Woche am Dienstagabend für die lebenden und verstorbenen Sodalen der MMC eine Messe in der Karmelitenkirche statt.

In der Winterzeit beginnt der Gottesdienst um 18.00 Uhr und in der Sommerzeit um 19.00 Uhr. Es wird immer eine halbe Stunde vorher ein Rosenkranz gebetet.

Es wäre schön, wenn Sie sich Zeit nehmen könnten um diese MMC-Messe mitzufeiern. Sie sind herzlich dazu eingeladen!

Parkmöglichkeit ist im Innenhof des Karmelitenklosters.

Herausgeber: Marianische Männerkongregation Straubing

Verantwortlich
für den Inhalt: Norbert Hollauer, geistl. Assistent

Mitarbeit: Ilse Gühmann, Sekretariat der Kongregation
P. Eberhard Lorenz OSB, Zentralpräses

Druck: Cl. Attenkofer'sche Buch- und Kunstdruckerei, Straubing

MMC-Termine 2021

– chronologische Gesamtübersicht –

Liebe Obmänner: Sollten sich Terminänderungen (oder Uhrzeitänderungen!) ergeben **bitte sofort** beim Referenten und im MMC-Büro melden! Einige Tage vor der Veranstaltung Kontakt mit dem Referenten aufnehmen!

- Mittwoch, 20.01.21 **Stallwang/Wetzelsberg**
19.00 Uhr Gottesdienst in Loitzendorf
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Sonntag, 07.02.21 **Elisabethszell**
8.30 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Gasthaus Kramerwirt mit P. Eberhard
- Mittwoch, 10.02.21 **Grafentraubach/Hofkirchen/Westen**
18.30 Uhr Rosenkranz,
19.00 Uhr Gottesdienst in Grafentraubach
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Sonntag, 14.02.21 **Haunkenzell/Pilgramsberg/Rattiszell**
9.00 Uhr Gottesdienst in Haunkenzell
Versammlung im Gasthaus Silbersterne mit P. Eberhard
- Samstag, 20.02.21 **Viechtach/Schönau/Wiesing**
17.30 Uhr Gottesdienst in Viechtach
Versammlung im Pfarrsaal mit P. Eberhard
- Dienstag, 23.02.21 **Sünching/Allkofen/Wallkofen**
18.00 Uhr Gottesdienst in Sünching
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Mittwoch, 24.02.21 **Straßkirchen/Irlbach/Schambach**
18.00 Uhr Gottesdienst in Straßkirchen
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Mittwoch, 24.02.21 **Schwarzach/Perasdorf/Degernbach**
19.00 Uhr Gottesdienst in Schwarzach
Versammlung im Pfarrheim mit Pfr. Dirscherl
mit Neuwahl Obmann für Degernbach
- Sonntag, 28.02.21 **Obmännertag in Sossau**
8.30 Uhr Gottesdienst in der Wallfahrtskirche
Obmänner-Jahresversammlung im Gasthaus Reisinger

- Freitag, 05.03.21 **Bernried**
19.00 Uhr Gottesdienst
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Samstag, 06.03.21 **Pilsting/Großköllnbach/Ganacker/Kammern**
17.00 Uhr Gottesdienst in Pilsting
Versammlung im Pfarrsaal mit P. Eberhard
- Sonntag, 07.03.21 **Puchhausen/Hüttenkofen**
8.30 Uhr Gottesdienst in Puchhausen
Versammlung im Gasthof Blasini mit P. Eberhard
- Montag, 08.03.21 **Geiselhöring/Hadersbach/Hainsbach/Haindling/Sallach**
18.30 Uhr Rosenkranz,
19.00 Uhr Gottesdienst in Geiselhöring
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Donnerstag, 11.03.21 **Haibach/Haselbach/Mitterfels**
19.00 Uhr Gottesdienst in Haibach
Versammlung im Gasthof Hirtreiter mit P. Eberhard
- Samstag, 13.03.21 **Vorabendmesse zum Hauptfest** in der Karmelitenkirche
16.30 Rosenkranz, 17.00 Uhr Gottesdienst
- Sonntag, 14.03.21 **Haupt- und Titularfest in der Basilika St. Jakob**
mit Abt Wolfgang Hagl von Metten und Regionaldekan
Msgr. BGR Johannes Hofmann von Straubing
- Mittwoch, 17.03.21 **Michaelsbuch/Stephansposching**
18.00 Uhr Gottesdienst in Michaelsbuch
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Freitag, 19.03.21 **Niederhöcking/Mamming**
18.00 Uhr Gottesdienst in Niederhöcking
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Samstag, 20.03.21 **Laberweinting/Franken**
18.00 Uhr Gottesdienst in Laberweinting
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Donnerstag, 25.03.21 **Achslach/Gotteszell/Ruhmannsfelden**
19.00 Uhr Gottesdienst in Achslach
Versammlung im Gasthaus Kirchenwirt mit Pfr. Maier
- Freitag, 26.03.21 **Rinchnach**
19.00 Uhr Hauptfest-Gottesdienst
Versammlung im Gasthaus Schröngamer
mit eig. Pfarrer

- Freitag, 26.03.21 **Kirchberg i. W./Bischofsmais/Untermittendorf**
19.00 Uhr Gottesdienst in Kirchberg
Versammlung in der Pfarrkirche mit P. Eberhard
- Samstag, 27.03.21 **Tunding/Hofdorf-Isar/Martinsbuch/Mengkofen**
18.00 Uhr Gottesdienst in Tunding
Versammlung im Gasthaus Loichinger mit P. Eberhard
- Mittwoch, 14.04.21 **Heilbrunn/Wiesenfelden/Zinzenzell**
19.00 Uhr Gottesdienst in Heilbrunn
Versammlung im Gasthaus Steudl mit P. Eberhard
- Donnerstag, 15.04.21 **Pondorf/Hofdorf/D/Saulburg**
18.00 Uhr Gottesdienst in Pondorf
Versammlung im Kindergarten 1.OG mit P. Eberhard
- Samstag, 17.04.21 **Kollnburg/Kirchaitnach**
19.00 Uhr Gottesdienst in Kollnburg
Versammlung im Gasthaus Hauptmann mit P. Eberhard
- Montag, 19.04.21 **March/Regen**
19.00 Uhr Gottesdienst in March
Versammlung im Gasthaus Tremmel mit P. Eberhard
- Sonntag, 25.04.21 **Perkam/Pönning/Aholting/Atting/Gmünd/Niedermotzing/
Pfatter-Griesau/Rain/Riekofen/Schönach**
9.45 Uhr Gottesdienst in Perkam
Versammlung im Gasthaus Vögl mit P. Eberhard
- Dienstag, 11.05.21 **Aicha-Haardorf/Isarhofen**
19.00 Uhr Gottesdienst in Haardorf-Kreuzberg
Versammlung im Gasthaus Glöckl mit P. Eberhard
- Dienstag, 18.05.21 **Oberpiebing/Salching**
19.00 Uhr Gottesdienst in Oberpiebing
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Donnerstag, 20.05.21 **Waltendorf/Bogenberg/Grafling/Mariaposching/
Neuhausen/Oberwinkling/Pfelling/Deggendorf**
19.00 Uhr Gottesdienst in Waltendorf
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Donnerstag, 27.05.21 **Otzing/Plattling**
19.00 Uhr Gottesdienst in Otzing
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard

- Freitag, 28.05.21 **Falkenfels/Ascha**
19.00 Uhr Maiandacht in St. Johann
Versammlung im Pfarrheim Falkenfels mit P. Eberhard
- Sonntag, 30.05.21 **Bezirkswallfahrt Schönau**
- Sonntag, 06.06.21 **Bezirkswallfahrt Dreifaltigkeitsberg**
- Mittwoch, 09.06.21 **Parkstetten/Bogen/Oberalteich**
19.00 Uhr Gottesdienst in Parkstetten
Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Samstag, 26.06.21 **Fahrt nach Regensburg** zum Männertag
in der Wolfgangswache
- Sonntag, 27.06.21 **Bezirkswallfahrt Loh**
- Donnerstag, 08.07.21 **SR St. Jakob/St. Elisabeth/St. Josef/Christkönig/
St. Peter/Ittling/Alburg/Feldkirchen**
19.00 Uhr Gottesdienst in der Basilika St. Jakob
Versammlung im Pfarrsaal mit P. Eberhard
- Sonntag, 11.07.21 **Bezirkswallfahrt Haindling**
- Sonntag, 18.07.21 **Bezirkswallfahrt Heilbrunn**
- Sonntag, 05.09.21 **Bogenberg 2. Hauptfest – Altes Schutzengelfest**
14.00 Uhr Marienfeier
- Donnerstag, 09.09.21 **Bezirkskonferenz in Leiblfing**
für die Bezirke Leiblfing und Geiselhöring
- Mittwoch, 15.09.21 **Bezirkskonferenz in Rain**
für die Bezirke Atting und Straubing
- Donnerstag, 23.09.21 **Bezirkskonferenz in Viechtach**
- Donnerstag, 30.09.21 **Bezirkskonferenz in Pilsting**
für die Bezirke Pilsting und Straßkirchen
- Donnerstag, 07.10.21 **Ottering/Moosthenning**
19.00 Uhr Gottesdienst in Ottering
Versammlung mit P. Eberhard
- Sonntag, 10.10.21 **Familienwallfahrt zur den Wallfahrtsorten Eichlberg
bei Hemau und Habsberg bei Velburg** (Einladung siehe S.8)
- Donnerstag, 14.10.21 **Bezirkskonferenz in Oberwinkling**
für Bezirke Mitterfels und Oberwinkling
- Dienstag, 19.10.21 **Bezirkskonferenz in Kößnach**
für die Bezirke Pondorf und Wiesenfelden

- Mittwoch, 10.11.21 **Pfaffmünster/Kirchroth/Kößnach/Steinach**
 19.00 Uhr Gottesdienst in Münster
 Versammlung im Pfarrheim mit P. Eberhard
- Donnerstag, 11.11.21 **Hankofen/Hailing**
 18.30 Uhr Gottesdienst in Hankofen
 Versammlung im Gasthaus Fellermeier
- Samstag, 04.12.21 **Leiblfing/Metting/Schwimmbach**
 17.45 Uhr Gottesdienst in Leiblfing
 Versammlung im Pfarrheim

Vortragsthema von P. Eberhard Lorenz 2021:

„Die Kirche muss sich immer wieder reformieren“

„Reformstau“ beklagen engagierte Katholiken in der Kirche. Der „Synodale Weg“ soll endlich die deutsche Kirche nach vorn bringen. Aber schon wird vor einer „deutschen Nationalkirche“ gewarnt. Eine heutige Zeiterscheinung oder ein immerwährender Prozess? – in der sich immer wieder erneuernden Kirche durch die Zeiten –.

Denkanstöße will Pater Eberhard geben mit seinem „besinnlichen Wort“ bei den Ortskonventen. „Bewahren oder Erneuern – Anpassen oder Vertiefen?“ „Synodal“, also „miteinander gehend“, wollen wir uns Gedanken machen über unsere gemeinsame kirchliche Zukunft.

Rückblick 2020:

Die MMC spendete 2020 für folgende Missions-Projekte:

- 5.000 Euro Sonderspende an Pfr. Werner Heß für Mission in Uganda
- 1.000 Euro Waisenhaus in Uganda für Coronahilfe
- 1.500 Euro Abtei Schweiklberg f. Mission in Afrika/Südamerika/Asien
- 1.000 Euro Pfr. Renner für Mission in Ghana
- 1.000 Euro P. Anil für Mission in Indien
- 500 Euro P. Paul für Mission in Indien

Wallfahrten und 2. Hauptfest im Jahr 2021

Nach Schönau: Sonntag, 30. Mai 2021

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier

Zum Dreifaltigkeitsberg: Sonntag, 6. Juni 2021

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Nach Loh: Sonntag, 27. Juni 2021

13.00 Uhr Prozession ab Straßkirchen/Pfarrkirche

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Nach Haindling: Sonntag, 11. Juli 2021

13.30 Uhr Prozession ab Geiselhöring

13.30 Uhr Rosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Nach Heilbrunn: Sonntag, 18. Juli 2021

13.15 Uhr Prozessionen ab Geraszell und Wiesenfelden

13.30 Uhr Fatimarosenkranz

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Zum Bogenberg: Sonntag, 5. September 2021

2. Hauptfest – altes Schutzengelfest

13.15 Uhr Abgang vom Bahnhof Bogen zum Bogenberg

13.30 Uhr Rosenkranz in der Wallfahrtskirche

14.00 Uhr Marienfeier mit Predigt

Familienwallfahrt am Sonntag, 10. Oktober 2021

zum Wallfahrtsort Eichlberg bei Hemau
und zum Wallfahrtsort Habsberg

Friedensmessbund

Aktueller Stand beim Messbund: 626 Mitglieder

Liebe Messbundmitglieder, dank Ihres Messbundbeitrages konnten wir wieder vielen armen Priestern und Ordensgemeinschaften helfen. In ihrem Namen sagen wir Ihnen ein herzliches Vergelt's Gott.

Im **Jahr 2020** konnten **5.200 Euro** überwiesen werden.

Aufteilung der Messbund-Stipendien:

1.200 € „Die Schwestern Maria“ (Südamerika, Philippinen u. Tansania), 500 € Pater Matthew (Indien), 1.000 € Pater Stirnemann (Neuguinea), 1.000 € Pfr. David (Indien), 1.000 € Pater Strauß (Südamerika), 500 € Priester helfen Priestern e.V.

Unser Gebetsandenken gilt besonders den im letzten Jahr verstorbenen 29 Mitgliedern: Requiescant in Pace!

Altschäfl Josef, Straßkirchen
Bauer Joseph, Haunkenzell
Baumgartner Hermann, Viechtach (†2019)
Bielmeier Lieselotte (†2019)
Buchner Franz X., SR St. Elisabeth
Dorfner Wolfgang, Wolferszell
Eisenschink Johann, Salching
Eyerer Xaver, Münster
Fasching Wolfgang, Plattling
Fellermeier Alfons, Puchhausen
Geier Josef, Deggendorf
Habichdobinger Josef, SR St. Josef
Haller Anna, Geiselhöring
Ingerl Lorenz, Tunding
Karl Franz Xaver, Niedersunzing

Käser Renate, Stephansposching
Kiesl Hans, Haibach (†2018)
Koch Josef, Hüttenkofen
Landstorfer Konrad, Steinach
Lang Maria, Walkkofen
Lex Max, Konzell
Ludsteck Norbert, SR St. Josef
Maierhofer Franz, Hankofen (†2019)
Michl Josef, Elisabethszell (†2019)
Schinhärl Josef, Oberalteich
Sigl Josef, Bischofsmais
Stautner Maria, Steinach
Steinbauer Erika (†2019)
Wittenzellner Alois, Viechtach

Der Friedensmessbund ist für Lebende und Verstorbenen und für den Frieden aller in dieser und in der jenseitigen Welt. Wir wissen, dass das Heilige Messopfer die stärkste Form der Fürbitte ist. **Jeder Mann** und **jede Frau** kann hier Mitglied werden. Als Zeichen der Zugehörigkeit zu diesem Messbund gibt jedes Mitglied (jedes Jahr) als Beitrag ein Mess-Stipendium in Höhe von 5,- Euro. Die Messbundmitglieder, die auch Sodalen der MMC sind, geben dieses Stipendium zusätzlich zu ihrem Jahresopfer. Diese Gabe gibt die MMC Straubing **voll weiter** an Priester in ärmeren Ländern dieser Erde und diese Priester feiern die hl. Messen in den Anliegen des Spenders bzw. der Spenderin. So wird diese Gabe weltweit zu einer Existenzhilfe für die „armen Hirten des Volkes Gottes“ und ihre Werke in der Mission, sie wird zum weltweiten Werk des Friedens und der Gerechtigkeit. Die MMC gibt den Messbundmitgliedern jedes Jahr Rechenschaft darüber wer dieses Geld bekommen hat.

» **Wer Mitglied beim Messbund werden möchte, einfach vormittags im MMC-Büro Tel.-Nr. 09421/10846 anrufen. Es wäre sehr schön wenn noch viele Frauen und Männer dazu gehen würden!** «

Inhaltsverzeichnis

Einladung zum Haupt- und Titularfest	1
Geleitwort von Zentralpräses P. Eberhard Lorenz	2
Worte zur Obmännerversammlung v. Josef Kolbinger bzgl. der Wahl zum Präfekten	5
Einladung zur Familienwallfahrt	8
Bischof Reinhard Lettmann: Maria, Leitstern für unser Leben	9
Papst Franziskus: Maria, Mutter Christi und warum wir sie als Mutter brauchen .	18
Papst em. Benedikt XVI.: Kampf zwischen den Mächten Liebe und Hass	21
Prof. Dr. Ulrich Lehner: Gott ist nicht zum Kuscheln da	24
Norbert Hollauer: Unser Leitthema für das Jahr 2021	30
Gerhard Lohfink: Gott riskiert eine Sündengeschichte	31
Dr. Heinrich Dickerhoff: Die Parabel vom Turmbau zu Babel	42
Dr. H. Dickerhoff: Zwischen Jesus und Judas – der Abendmahlsbericht des Lukas	50
Alfred Schilling: Kleine Sünderlein	57
Dr. Heinrich Dickerhoff: Die Parabel vom verlorenen Sohn und der verlorenen Brüderlichkeit	62
Walter Kardinal Kasper: Und führe uns nicht in Versuchung	69
Papst em. Benedikt XVI.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel	75
Papst Franziskus: Vergebung empfangen	79
Bischof Franz Kamphaus: Gerechtigkeit im Überfluss	81
Militär-Pfarrer Werner Maria Heß: Das Sodalenopfer gut angelegt	87
Waldler-Ave	90

Büro, Statistik, Termine

Rückblick auf das Jahr 2020	91
Obmännertag 2020	93
Pfarrkonvente und Ehrungen	94
Leitung unserer Marianischen Männerkongregation Straubing	97
MMC – Bezirke – Sodalen – Obmänner	98
Jubelsodalen 2021	102
Neusodalen 2020	109
Unsere Toten im Jahr 2020	110
Einladung zur Mitfeier der wöchentlichen MMC-Messe	112
Impressum	112
MMC-Termine 2021	113
Wallfahrten und 2. Hauptfest 2021	118
Friedensmessbund	119

*Der Dekalog ist kein bürgerliches oder göttliches
Straf-Gesetzbuch, es sind Hilfen für den Menschen,
auf die Liebe Gottes zu antworten.*

Ich bin Jahve, dein Gott, der dich aus der Sklaverei der Sünde befreit hat. Ich bin immer bei dir und ich liebe dich (Vgl. Ex 3, 4 - 10 und 20, 2; Dtm 7, 8 - 9); deshalb habe ich dich durch meinen Sohn erlöst (Passion Christi).

Weil ich der immer da seiende und dich liebende Gott bin,...

1. deshalb wirst auch du mich lieben und mich als das Wichtigste (die Nummer eins) in deinem Leben betrachten. Nichts in deinem Leben ist so wichtig wie ich (=Gott). Du kannst auch nicht Irdisches oder von Menschen erdachte und gemachte Götter neben mir verehren.
2. deshalb wirst auch du mich lieben und mit mir in einer festen Gebetsbeziehung leben und Heiliges heilig halten. Das ist mehr als die gewohnheitsmäßige Verrichtung von Pflichtgebeten, auch den Andern „mitkommen“ lassen, er ist dein Bruder, deine Schwester, auch ein Gotteskind (Vgl. Mt 25, 35ff).
3. deshalb wirst auch du mich lieben und meinen Tag (den Sonntag) heilig halten. Du wirst in der Gemeinschaft deine Erlösung feiern (=Eucharistie) und für die Familie (= die Hauskirche) und zu deiner Erholung da sein, gegebenenfalls wirst du dir eine andere Möglichkeit der Gottesverehrung suchen; tv- oder Radiosendung, Messgebete im Gotteslob oder „Schott“-MB. Bibel lesen (z.B. in Zeiten der Corona-Pandemie)
4. deshalb wirst auch du mich lieben indem du den Generationenvertrag erfüllst: Die Eltern (Alten) kümmern sich um die Kinder, Erziehung, Berufsfindung und -ausbildung, auch um ihre religiöse Erziehung, und die Kinder sorgen für die Alten, indem sie sich später um sie kümmern und sie achten.
5. deshalb wirst auch du mich lieben, indem du das Leben schützt: dein Leben, das Leben deines Nächsten (der Mitmenschen, Kinder und Alten) und die für alle notwendigen Lebensgrundlagen: Erhaltung der Schöpfung und Vermeidung von Luft-, Wasser- und Umweltverschmutzung.
6. deshalb wirst auch du mich lieben, indem du in deiner Ehe ein Abbild der Dreifaltigkeit als Zweieinigkeit siehst und lebst. So wie ich (Gott) dir die Treue halte, so wirst auch du deinem Partner/deiner Partnerin die Treue halten. Und diese Tugend der Treue gilt es von Jugend an als Charakterzug einzuüben. Du wirst auch die Partnerin/den Partner nicht so beherrschen, gängeln, quälen wollen, dass er nur mehr im Verlassen der Ehe den Ausweg sieht.

weiter auf der Umschlag-Rückseite

7. deshalb wirst auch du mich lieben und dein Vermögen redlich erwerben, also nicht entführen, rauben, stehlen täuschen, den Andern „über's Ohr hauen“. Du wirst dein Vermögen nicht wie ein Ganove erwerben.

8. deshalb wirst auch du mich lieben und wahr und ehrlich zu deinen Mitmenschen sein, weil ich der Gott der Wahrheit bin. Jeder Mensch hat mich zum Vater und deshalb wirst du ihn als Bruder oder Schwester (Kinder des einen Schöpfergottes) betrachten, ehren und nicht durch Unwahrheit überverteilen oder erniedrigen oder beleidigen.

9. deshalb wirst auch du mich lieben und immer daran denken, dass jede Sünde im Herzen beginnt. Bekämpfe deshalb das innerliche Begehren, die beginnende Abkehr und Abwendung von Gott. Weil du mich liebst, deshalb wirst du nicht haben wollen, was dem Andern gehört (haben wollen auf unredliche Art und Weise bzw. durch Missgunst und Neid): die Frau, das Vermögen, die Dienstboten (Angestellten, Arbeiter), das Wissen, die Ehre, den Besitz, die Stellung in der Gesellschaft oder im Betrieb usw.



Der Sohn Gottes wird aus Liebe Mensch und geboren von der makellosen Jungfrau Maria. Johannes d. T. will ihm den Weg für die Aufnahme durch die Menschen ebnen, der hl. Paulus, der hl. Petrus und die hl. Magdalene richten neben anderen ihr Leben nach den Weisungen und der Liebe Gottes als Vorbilder aus.